

10 989



AUS MEINEM
JAGD-TAGEBUCH

J. Scholz - Babisch

Aus meinem Jagdtagebuch

Zweite Auflage



HERMANN
JUNKER.

Aus meinem Jagdtagebuch

Milpulen
L. v. ...

Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt
1912

lit. podr

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168676

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungs-
recht, vorbehalten

Copyright 1912
by Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in
Salach, Württemberg



10989

NH-69665

N-1184436

Der Herzogin Carl Theodor in Bayern
in Dankbarkeit und Liebe
gewidmet

das ist das reine Hauptbild
das hat so fast und gleich sein Bild
beidseitig ist wie fast selbst
von Wasser in Luft ist selbst

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Geleitwort	11
Elefantenjagd auf Ceylon	13
Tigerjagd in Indien	23
Pigsticking	37
Steinbockjagd	45
Ein Bierzehn=Ender	55
Der erste Auerhahn	63
Rehbockpirsch in Schlesien	69
Grousejagd in Schottland	79
Zwei Gamspirschen I	87
II	97
Der Gespensterhirsch	107
Jagd auf Blackbuck (Antilope)	115
Treibjagd bei Mirzapur	123
Jagd=Expedition in das Gangesdelta	133
Schlußbetrachtung	141

Geleitwort

Indem ich diese Blätter der Öffentlichkeit übergebe, empfinde ich eine gewisse Befangenheit.

Ich möchte meine Leser von vornherein vor falschen Illusionen bewahren. Darum ein Wort zuvor!

Diese kleinen Skizzen, schlicht und schmucklos, sollen keinen Anspruch auf schriftstellerischen Wert erheben. Sie wollen auch nicht durch ihre Aufmachung blenden und bilden sich nicht ein, irgendwelche sensationellen Tatsachen ans Licht zu bringen.

Loose Blätter sind es, genommen aus dem Tagebuch eines Menschen, der die echte, waidgerechte Jagd liebt und dem die schöne, große Natur ein unverstiegbarer Quell von Schönheit und Lebensfreude ist. Ganghofer, Perfall, Schillings und wie sie alle heißen mögen, die das

hohe Lied der Jagd und der Natur uns herrlich sangen,
das sind Poeten und Jäger zugleich, die ich bewundere.
An ihnen und ihren Werken dürfen und sollen diese
Blätter nicht gemessen werden.

Die Zügel, die Büchse, der Bergstock sind meiner
Hand gewohnter und gefügiger als die Feder. Und
nur das Bewußtsein, doch so manches auf jagdlichem
Gebiet erlebt zu haben, das vielleicht nur wenigen
Jägern gegönnt war, hat mich veranlaßt, dieses kleine
Buch den deutschen Jägern zu weihen.

Der Verfasser

Elefantenjagd auf Ceylon

Es hatte seit einigen Tagen stark geregnet. Das Rasthaus in Kantalei, einem kleinen Eingeborenendorf, war unter diesen Umständen auch nicht gerade ein paradiesischer Aufenthaltsort zu nennen.

Da kam eines Morgens ein eingeborener Jäger mit der Nachricht herein: er habe frische Elefantenfährten gefunden!

Sofort machten wir uns im Auto auf den Weg. Ganz Ceylon ist von einem bewundernswerten Netz erstklassiger Autostraßen durchzogen. Ein Fehler ist nur, daß diese Autostraßen stellenweise sehr schmal sind.

Unsere Fahrt dauerte nicht lange; bald machten wir halt und gingen auf einem Waldwege an die Stelle, an der die Fährte in den Dschungel führte. Dschungel nennt der Angloindier jede Art dichten

Waldes; es kommt dabei absolut nicht auf die Baumarten an, aus denen sich das Gehölz zusammensetzt. In diesem Falle war es dichtes Unterholz, Laubwald mit einzelnen — sehr wenigen — größeren Bäumen. Dafür umsomehr minder erfreuliche Schlinggewächse und Dornen.

Der Boden war durch den starken Regen ganz entsetzlich aufgeweicht. Wir mußten die ganze Zeit über in einem üblen Sumpfwasser bis zur halben Wade herumtantschen. Dazu war es sehr heiß und schwül wie in einem Orchideentreibhause, etwa 27—30° R. Ich glaubte immerzu in einem römischen Dampfbade zu pirschen.

Vorsichtig folgten wir der breiten Spur des Elefanten, der wie eine riesige Dampfwalze alles niedergetreten hatte, wo sein Weg ihn hinführte.

Unsere Gesellschaft war klein, vier Jäger nur. Zwei englische Herren, von denen der eine der Besitzer der größten bekannten Elefantenbüchse war; er schoß aus einer riesigen Doppelbüchse mit Schwarzpulver zwei Rundkugeln. Der andere, ein kleiner gewandter Mann,



Elefantenjagd auf Ceylon

führte und pirschte vor mir her. Den Beschluß bildete mein Freund Finckenstein und der Schikari.

Wir waren schon etwa dreiviertel Stunden schwitzend herumgeplanscht, ohne etwas zu Gesicht zu bekommen, da hörten wir plötzlich einen ganz merkwürdigen Ton. Es klang wie ein ferner Donner, dumpf und grollend.

Als wir näher kamen, erklärte unser Führer leise, es sei — das Schnarchen des Elefanten, der ganz nahe seinen Mittagsschlaf halte. Er hatte recht. Nachdem wir etwa noch weitere dreihundert Meter vorgeschlichen waren — dies „Schleichen“ war übrigens keine Kleinigkeit bei der Beschaffenheit dieses nahen Verwandten der pontinischen Sümpfe, auf dessen glitschigem Grund wir elend herumschlidderten — sahen wir den Kolos auf der Seite liegend, grau, massig, mit dem Kopf spitz auf uns zu, in festem Schlaf.

Man hatte mir eingeschärft, wohin ich meine Kugeln plazieren sollte. Entweder von der Seite auf ein Dreieck am Kopf zwischen Licht und Rüssel, oder von vorn direkt über dem Rüsselansatz.

Diese theoretischen Instruktionen waren ja nun so weit

ganz schön; aber wenn man einem solchen enormen Kerl auf dreißig Schritt (denn mehr betrug die Entfernung nicht) gegenübersteht, hat die Sache doch ein wesentlich anderes Gesicht. Leider stößte mir damals meine englische



Doppelbüchse ihres Rückstoßes wegen noch großen Respekt ein, und ich hatte sie an Finckenstein gegeben, während ich meine 7,8 in der Hand hielt.

Ich kniete in den Sumpf nieder und strich an einer kleinen Erle oder was ähnlichem an. Ich zielte auf die Stelle über dem Rüssel und gestehe, daß ich recht schüchtern den Finger an den Stecher legte.

Was dann passierte, läßt sich gar nicht beschreiben. Der Krach des Schusses vermischte sich mit einer Art Land- und Seebeben und einem furchtbaren Trompeten, das der jäh aufgeweckte alte Herr ausstieß. Er hatte sich in die Höhe gewälzt.

Meinen Einschuß konnte ich gut sehen, eine Idee zu hoch. Der Schuß mußte durch die schräge Lage des Kopfes keine vitalen Teile getroffen haben.

Da stand der Kerl, verblüfft, wütend. Einen Augenblick nur; aber gerade lang genug, daß Finckenstein und der eine Engländer jeder noch eine Kugel anbringen konnte; dann machte der verwundete Riese kehrt und brauste krachend davon

Da standen wir nun mit dummen Gesichtern. Die Engländer sagten „dam“ und wir beide „verflucht“, — was so ziemlich dasselbe ist.

Mir war sofort klar: wir müssen gleich nach!

Der eine Engländer erklärte aber rund heraus, er gebe nicht zu, daß ich einen Schritt weiter ginge; denn ein angeschweißter Elefant sei kein Spaß.

Wir erwiderten ihm ruhig, er könne dann zurückbleiben, was er ablehnte. So zogen wir alle auf der Schweißfährte nach.

Diese Nachsuche werde ich mein Lebtag nicht vergessen.

Das Unterholz war enorm dicht und sperrte jede Aussicht. Jeden Augenblick konnten wir dem angeschossenen

Elefanten auf zwanzig Schritt gegenüber stehen. Wenn er uns angriff, waren wir verloren, darüber gab es gar keinen Zweifel.

Der Boden war glatt, überall von Dornen überzogen, so daß wir auch nicht zwei Schritte von der Elefantenfährte seitwärts abweichen konnten. Große Bäume gab es nicht. Das Unheil drohte hinter der Wand des Unterholzes; und beinahe hätte es uns tatsächlich überrascht.

Der eine der englischen Herren hatte gerade einen Vorhang aus Schlinggewächsen derb zur Seite geschoben — da sehe ich, wie er mir plötzlich krampfhaftes Zeichen macht. Ich springe vor und winke rasch noch zu Finckenstein hin . . . Vor uns auf zwanzig Schritt steht der graue Riese, zum Angriff bereit, die gewaltigen Ohren abgesperret, den Rüssel nach oben gerollt.

In der nächsten Sekunde mußte er uns annehmen.

Wie auf Verabredung eröffnen wir ein Schnellfeuer. Die Kugeln hageln nur so auf ihn ein.

Da macht er kehrt und trollt davon.

Ich war ganz verzweifelt. All die Mühe, Auf-

regung und Gefahr umsonst! Wir machten uns also wieder auf die Verfolgung und kämpften uns während weiterer zwei Stunden mühsam und immer mühsamer durch Dickicht und Sumpf, bis schließlich die Kräfte versagten. Nach Luft ringend setzte sich jeder hin, wo er gerade stand, das heißt — ins Wasser. Es ging einfach nicht weiter.

So verlief diese seltsame Pirsch. Der Elefant hatte mehr als ein Duzend Kugeln — und doch haben wir nie wieder etwas von ihm gesehen.

An einem anderen Tage schoß ich dann einen etwas geringeren Elefanten; die Begleitumstände waren jedoch lange nicht so aufregender Natur wie die von mir beschriebene Pirsch.

Ist man erst einmal in Indien gewesen und hat man die klugen Elefanten gezähmt gesehen, so kommt es einem beinahe wie eine Art Verbrechen vor, so einen Prachtkerl zu schießen. Sein Geschlecht tut in Indien selbst so viel ehrliche, nützliche Arbeit. Der alte Herr freilich, von dem ich soeben erzählte, würde nie nützliche Arbeit getan haben; denn ein Rogue Elefant läßt sich

nicht einfangen und zähmen. Er bildet, so lange er lebt, den Schrecken der ganzen Gegend. Ja, es gibt Eingeborene, die behaupten: alte Rogue Elefanten scheuten sich sogar nicht, gelegentlich einmal einen Menschen zu verspeisen. Ich halte das aber für ein Dschungel-Märchen, denn bekanntlich nährt sich der Elefant nur von Pflanzen.

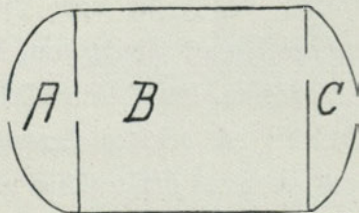
Tigerjagd in Indien



Der erste Tiger

Unser Jagdlager befand sich an einer landschaftlich sehr schönen Stelle.

Die kleine Zeltstadt war auf einem ebenen, mit Gras bewachsenen, von herrlichen alten Bäumen beschatteten



Ufer des Soneflusses aufgeschlagen. Da man in Indien die Hälfte des Jahres in Zelten lebt, sind diese leichten Behausungen von einer fabelhaften Bequemlichkeit. Das sogenannte Kashmirzelt besteht aus einem hübschen Vorraum mit behaglichen Liegestühlen und Tisch (A),

dem Schlaf und Wohnraum (B), der mit allem Komfort hergerichtet ist, Bett, Schreibtisch, Stühlen, elektrischem Licht usw., und dem Baderaum (C). Auf das Baden wird in Indien ein sehr großer Wert gelegt; und zwar badet man gewöhnlich sehr heiß.

Mein Gastgeber war Sir John Hewitt, der Gouverneur der Central Provinces, einer der begabtesten, mächtigsten und interessantesten Persönlichkeiten der angloindischen Verwaltung. Er war ein reizender jovialer Wirt und ein großartiger Organisator. Ferner beherbergte das Lager noch Excellenz Graf zu Dohna, meinen Freund Finckenstein, Dr. Wiedemann, Mr. Whyndam, den Deputykollektor (bei uns etwa Landrat), der alle nötigen Arrangements, die Jagd betreffend, geradezu mustergültig geregelt hatte, und den englischen Arzt Mr. Omeara, einen entfernten Verwandten des Leibarztes, der Napoleon I. auf St. Helena behandelt hatte.

Wir waren eine fidele und glückliche Gesellschaft. Und die herrliche Natur, die uns umgab, war nicht dazu angetan, unsere Stimmung zu verderben.



In Mirzapur erlegte Tigerin mit fast ausgewachsenen Jungen

Während meiner Jagdezfursionen im indischen Märchenlande bin ich stets im Zweifel darüber gewesen, ob wohl die Morgen- oder die Abendstunden die schöneren seien; ich glaube aber doch, daß ich heute zurückdenkend dem Zauber des indischen Abends den Vorzug geben kann. Immerhin, wenn man morgens aus dem Zelt kroch — so etwa um sieben Uhr — und die herrliche Morgenluft einatmete; wenn man entzückt lauschte, wie die Vögel sangen und in den Zweigen Hunderte munterer Tauben im Geäst zärtlich gurrten, und wenn man den Fluß silbern zum geblendeten Auge herüberschimmern sah, war man wahrhaftig — wie wir sagen — „gerne Soldat“.

Das erste Frühstück um neun ließ nichts zu wünschen übrig; nur war es vielleicht ein wenig zu reichlich. Nach dem Frühstück widmete man sich der Lektüre oder schrieb.

Um zehn ging ich gewöhnlich zum Zelt des Vergnügungs-Direktors Whyndam. Hier war es dann lebendig und unruhig wie im Hauptquartier vor der Schlacht. Reitende Polizisten zu Pferde und Kamel

Finger auf die Erde und sagte: „Bagh!“ Das heißt: „die große Kaze“.

Jetzt wurde die Sache feierlich.

Nach einer weiteren Wanderung von etwa einer halben Stunde erreichten wir den für mich bestimmten Hochsitz. Es war dies eine kleine Kanzel in einem niedrigen Bäumchen eingerichtet, die vorsorglich mit Ästen und Laub verdeckt war.

Ich stieg mit meinem Hindu hinauf und richtete mich ein. Meine schwere Doppelbüchse (Holland Express Kaliber 13) nahm ich in die Hand und überließ die 7,8 dem Schikari.

Nun begann das Warten und Lauschen — eine langsame Folter. Man mußte absolut stille sitzen auf einem kleinen, wenig bequemen Taburet. Die indische Sonne brannte erbarmungslos; und das weiße blendende Licht wurde nur durch eine grüne Brille erträglich. Aber auch dieser willkommene Augenschutz mußte bald fortgenommen werden, da die große Brille beim Schießen hinderlich war.

Der Trieb, den ich beschreiben will, dauerte über zwei

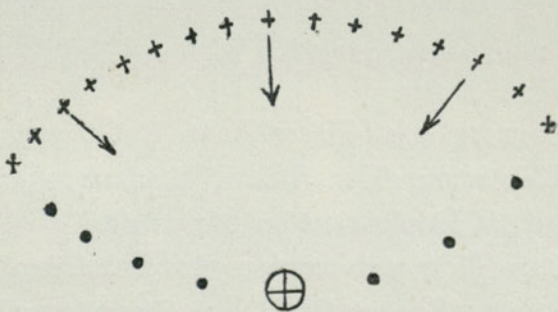


Lager in Mirzapur

volle Stunden. Eine schier unerträgliche Zeit in Licht und Blut bei dieser unausgesetzten Anspannung aller Sinne.

Es ist vielleicht von Interesse, etwas über die Technik des Triebes zu erfahren.

Die Treiberkette drückt vorwärts und zwar immer in



kleinen Gruppen von etwa zehn Mann, da der aufgestörte Tiger einen einzelnen Treiber leicht annimmt. Die schwarzen Punkte in der Zeichnung bedeuten die Abwehrleute, die auf Bäumen plaziert und mit Stöcken versehen sind. Sie haben die wichtige Aufgabe, den Tiger am seitlichen Durchschlüpfen zu hindern. Sowie so ein Abwehrmann den herankommenden Tiger

erspäht, klopft er leicht an den Stamm. Der König der Tiere weicht dann allemal wieder zurück in den Frieß. Der Kreis mit dem Kreuz bezeichnet den Schützen.

Genau nach verabredeter Uhrzeit geht der Frieß los.

Ein wahrer Höllenschrei hebt an. Trommeln und Klappern ertönen, Geheul setzt schrill ein, und Feuerwerk pufft auf. Wie auf ein unsichtbares Zeichen verstummt der Schrei wieder.

Dann wiederholt sich das Spiel. Und näher kommt der Schrei, immer näher. Plötzlich hören wir auf meiner Kanzel das Klopfen eines der Abwehrleute.

Mein Jäger wird unruhig. Ich fühle seine Hand ganz leicht auf meinem Arm. Sein Finger deutet kaum merklich nach einer Art tiefem Graben im Unterholz, etwa hundert Schritte rechts von mir. Und nun sehe ich auch einen gelben Fleck sich ganz sacht bewegen.

Es ist der sehnlich Erwartete.

Jetzt kommt er ganz zum Vorschein. Langsam schleicht er heran und bleibt stehen, um sich verächtlich nach den Treibern umzusehen, als wollte er sagen: „Ärgert mich



Jagdgesellschaft — Jagdlager von Mirzapur

nicht zu sehr! Ich gehe ja doch nur aus freien Stücken, ihr elenden Menschlein!"

Ich war so vollkommen in den Anblick des herrlichen Fieres versunken, daß ich fast vergaß, die Büchse zu heben. Die Mündung schwankte ganz erheblich, aber endlich krachte der Schuß.

Ein markerschütterndes Gebrüll durchzitterte die Stille. Ich habe nie etwas ähnliches gehört.

Das Eier hatte die Kugel etwas zu kurz, brach aber zusammen und konnte nicht weiter. Meine zweite Kugel gab ihm den Rest.

Die Spannung war so groß gewesen, daß mir ganz flau zu Mute war. Ein tüchtiger Schluck Wasser mit Whisky half.

Die Freude meines Schikaris war ebenso groß wie die meinige. Wir haben uns fast umarmt auf der Kanzel, die denn doch für solche Freudenausbrüche ein wenig zu eng war. Dann brüllte mein vergnügter Hindu etwas auf Vernacular — sein heimatliches Idiom — in den Dschungel hinein.

Wir kletterten herunter. In großen Säßen ging

es zum Tiger, der noch im Tod einen herrlichen Anblick außerordentlicher Kraft und trotziger Wildheit bot.

Auf einmal waren wir umgeben von einer Menge von jubelnden gestikulierenden Treibern. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich eine ganze Anzahl kleiner Kerle darunter sah, die kaum älter als sechs Jahre sein konnten. Die kleinen tapferen Kerle hatten auch ihr Theil zum schönen Jagderfolge beigetragen.

Dieser heiße indische Jagdtag wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Oft, wenn ich jetzt meine gute Doppelbüchse in die Hand nehme, steigt sein Bild vor mir auf. Grelle, weiße Sonne, Hunderte brauner Kerle, ein scharfer, fremder Geruch, wie man ihn nur dort findet, so ein Duftgemisch von Knoblauch, Sandelholz und Holzkohle, und endlich das samtweiche, gelbe Fell des Königs der Dschungeln . . .

Und dann kommt der Heimritt durch die abendliche Stille! Eine angenehme Kühle erfüllt die klare Luft. Die Sonne versinkt in einem Meer von violetten und

rosa Wölkchen. Und aus unzähligen Hütten steigt der friedliche Rauch des indischen Nachtmahls.

Solchen Ritt, solche Bilder, solche Stimmungen vergift man nicht. Und das zieht einen wie Heimweh wieder zurück.

Der Engländer nennt das „the Call of the East“. Auch ich kenn' ihn jetzt, den Ruf

Pigstickin

Der Engländer sagt: „Drei P verschöner das Dasein in Indien und zwar: Pigsticking, Port und Polo.“ Er stellt dabei das Pigsticking an die erste Stelle. Ich kann ihm darin nicht ohne weiteres recht geben, denn mir persönlich hat das Polo viel mehr zugesagt; aber man soll ja über den Geschmack nicht streiten.

Also „Pigsticking“ bedeutet wörtlich übersetzt „Schweinestechen“. Dieser Sport ist, ganz allgemein betrachtet, kein eigentliches Waidwerk, sondern fällt mehr in das Gebiet der Reitjagden.

Wir wohnten im Regierungsgebäude in Jaipur. Bei ganz famoson freundlichen Leuten, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, uns die trüben Gedanken zu verschrecken, die unweigerlich jeden Deutschen beschleichen, der zum ersten Male seinen Weihnachtsbaum fern vom

heimischen Herde anstecken muß. Aber die Bemühungen unserer Wirte wurden auch von Erfolg gekrönt, denn am Weihnachtsabend schoß ich meinen ersten Tiger. Und an den andern Tagen wechselte Pigsticking, Antilopenpirsch und fröhlicher Tanz in bunter Reihenfolge ab.

Vom Pigsticking will ich erzählen. Frühmorgens beim Aufstehen war es noch empfindlich kalt. Es kostete einen ordentlichen Entschluß, das warme Bett zu verlassen und — nach kurzer Zwischenstation vor dem freundlichen Kamin — zum Baden in das Nebenzimmer zu gehen. Nach einem sehr reichlichen Frühstück, so gut, wie man es eben nur in England bekommt, ritten wir mit einigen Offizieren hinaus zum Pigsticking.

Es war ein überaus herrlicher Morgen. Die Luft ganz klar und trocken, dabei noch so frisch, daß man beinah fingerkalt sagen konnte. Und die Sonne gerade im Aufgehen! An so einem hellen Morgen auf gutem Pferde fühlt man sich zum Bäumeausreißen aufgelegt. Die Engländer haben ein sehr gutes Wort dafür: „fit“.

Die Gegend war sehr flach, eine Art Wüste mit sehr hohem Schilfgras in Büscheln bestanden. Der Boden.



In Mirzapur erlegter Tiger

knüppelharter ausgetrockneter Lehm mit großen Rissen darin.

Bald bogen wir vom Wege ab. Ein Eingeborner ritt mit einem langen Stock vorweg. Er schlug heftig an das Rohr und stieß dann auf einmal einen gellenden Schrei aus. Wir hatten uns vorher in Gruppen zu vier Herren eingeteilt, und unsere erste Gruppe ritt mit etwa fünfzig Meter Zwischenraum im Trabe über die Ebene. Sobald die Engländer den Ruf der Schikaris hörten, gaben sie ihren Pferden die Sporen und rasten mit lautem Pig-Pig davon. Wir taten daselbe.

Es war ein ganz infames Gelände zum Reiten. Man konnte wegen des hohen Schilfgrases nur wenige Schritte weit sehen, der Boden war sehr hart und uneben; und plötzlich ohne jede Warnung sah man sich einem sogenannten „Nullah“ gegenüber.

Diese abscheulichen Nullahs gibt es in sämtlichen Preislagen. Es sind dies vom Regen ausgewaschene Rinnen, die manchmal nur wenige Fuß tief sind, manchmal aber auch senkrechte Wände von drei bis vier Meter Höhe haben. Im letzten Falle also wie tiefe Kiesgruben.

Hat einer nun das Glück, im Finishtempo auf so eine Falle zuzureiten, kann man sich denken, was ihm für Unnehmlichkeiten passieren.

Nachdem wir einige Zeit galoppiert waren, kam das Schwein in Sicht. Ein Engländer hatte es bereits mit der Lanze getroffen. Das Tier schlug aber einen Haken und kam nach meiner Richtung zu. Schräg vor mir lief es, so schnell es konnte; dahin. Ich jagte ihm nach, aber jedesmal, wenn ich die Lanzenspitze senkte, machte es einen Haken, und mein Pferd schoß vorbei. Schließlicly gelang es mir, einen Lanzenstich im Vorbeigaloppieren anzubringen; aber auch dieser genügte nicht, um dem Tier den Rest zu geben. Ein dritter Jäger erst gab ihm den Fang.

Während dieser Zeit war mein Adjutant von Zobelitz über Kopf gegangen, hatte sich aber nichts getan.

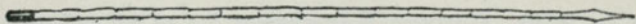
Es ist ein aufregender und gefährlicher Sport. Die Liste der gebrochenen Arme und Beine der in Indien beim Pigsticking zu Schaden Bekommenen soll, wie ich begreifen kann, sehr groß sein.

Zwei Arten gibt es, das Schwein zu erlegen: Ent-

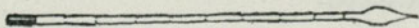


Mein Freund Findenstein und ich mit unseren erlegten Tigern

weder man bedient sich, wie wir, einer längeren Bambuslanze — diese stößt man im Vorbeisagen seitwärts hinter das Blatt



oder es wird ein kurzer Speer gebraucht, der senkrecht von oben zwischen beide Schulterblätter gestochen



wird. Diese letztere Art erfordert freilich einen sehr hohen Grad von Gewandtheit und eine äußerst sichere Hand.

Nun darf man sich natürlich nicht einbilden, daß so ein Schwein sich ganz ruhig und friedlich abstechen läßt. Im Gegenteil, es greift sehr oft tapfer das Pferd des Reiters an. Ich selbst habe einmal, als wir in Nuttra mit den Royal Dragoons jagten, einen großen Keiler zwischen den Beinen meines kleinen Araberhengstes gehabt. Das Pferd schlug mit den Vorderhufen und biß wie verrückt nach dem Schwein. Ich konnte keinen einzigen Stich anbringen. Nur dem schneidigen Be-

nehmen meines kleinen Hengstes verdankte ich den glücklichen Ausgang dieses üblen Gefechtes.

Das unangenehmste ist das Ende solcher Jagd. Die Keiler sind gewöhnlich famos forsch und ergeben sich nicht leicht. Meinem Jägerherzen tat es oft ordentlich weh, wenn so ein armes tapferes Tier mit drei Lanzen im zuckenden Leibe immer noch kämpfend langsam verendete.

Doch der Galopp hinter dem Wild und der erste angebrachte Stich — weiß Gott, das ist Sport! Und kein Sport für alte Jungfern.

Steinbockjagd



Sir John Hewett

Schon auf meiner Reise nach Indien war es mein lebhafter Wunsch gewesen, in Kaschmir Steinböcke zu schießen. Leider machten die Schneeverhältnisse damals eine solche Jagd-Expedition ganz unmöglich.

So war meine Freude natürlich sehr groß, als mich der König von Italien zu einer Steinbockjagd nach Oberitalien einlud.

Mein Ordonnanz-Offizier und Sportfreund Leutnant von Zobeltitz und ich machten uns also Mitte August von Breslau aus auf den Weg nach Oberitalien. In diesem heißen Sommer hatten wir uns gerade die allerheißesten Tage ausgesucht. Die Fahrt von Breslau nach Mailand erinnerte lebhaft an die üble Passage des Roten Meeres. Von Mailand aus benutzten wir eine Bahnlinie, die nach Aosta abzweigt. Dort

bewillkommnete uns ein Adjutant Seiner Majestät des Königs.

Von Aosta fuhren wir im Automobil nach einem Schlosse Sarre, das herrlich schön im Aosta-Tale gelegen ist. Hier wurde gefrühstückt.

Eine halbe Stunde Automobilfahrt bei brütender Hitze, und das kleine Dorf war erreicht, wo die vorherbestellten Maulesel warteten. Der Anstieg nach dem Jagdhaufe begann.

Vier und eine halbe Stunde im ganzen dauerte der Ritt. Auf der Hälfte des Weges konnten wir noch Zeugen eines Frieibes auf Steinböcke sein, in dem der König zweiundzwanzig Böcke schoß. Es gelang mir, ein Stück des Berges hinauflaufend, mit dem Gewehr des Königs noch zwei Böcke zu erlegen.

Die ganze Gegend hatte sich zu dem Frieibe versammelt. Die Bergbewohner in ihren bunten malerischen Trachten boten ein sehr hübsches Bild. Gemeinsam mit dem König legten wir dann den Rest des Weges nach dem Jagdhaus Balsavaranci zurück. Auf einer geographischen Höhe von etwa 2000 m gelegen,



Antilopenpirsch bei Jaipur

präsentiert sich dies Jagdquartier als ein sehr einfaches, einstöckiges Gebäude mit ganz kleinen Zimmern, die an die Baracken in den Truppenübungslagern erinnern, und einem gemeinsamen Hofraum. Anschließend an das Haus sind die Ställe für die Maultiere gebaut. Das ganze Etablissement mit dem daran angelehnten Zeltlager für die Jägerei und die Bedienung schmiegt sich in einen Talkessel und ist so gegen die Winde geschützt.

Im Gegensatz zu der drückend heißen Reise war es hier oben herrlich frisch und kühl. In der Nacht wurde es in den kleinen Zimmern sogar recht empfindlich kalt.

Am nächsten Morgen etwa um sieben Uhr ritten wir auf Maultieren zur Steinbockjagd.

Die Gegend ist außerordentlich wild, malerisch und zerrissen. Weit aus der Ferne grüßt der weiße Schneegipfel des Montblanc. Kahl und steinig der Weg und außer Edelweiß und einigen Alpenkräutern von Vegetation keine Spur. Wovon die genügsamen Steinböcke hier oben eigentlich leben, ist mir nie recht klar geworden.



Der König besitzt drei große Steinbockjagden, so daß jedes Jagdrevier nur alle drei Jahre einmal beschossen wird. Der Gesamtbestand ist etwa auf 4000 Stück geschätzt. Es hat sich unter der verständigen und sachkundigen Schonung der Bestand, der schon einmal bis auf wenige Stück zurückgegangen war, bis zu dieser Stärke wieder entwickeln können. Vorbedingung für das Steinwild ist aber absolute Ruhe und Menschenleere der Gegend. Der König erzählte mir, er habe dem Kaiser Franz Joseph verschiedene Male junge Steinböcke als Geschenk übersandt, um die Tiere in seinen Gebirgen, besonders in der Gegend von Salzburg, auszusetzen; aber diese Versuche seien leider alle gescheitert. Es müssen also doch wohl ganz besondere Verhältnisse, wie Bodenbeschaffenheit und auch Klima einen wichtigen Faktor bei der Aufzucht der Steinböcke bilden.

Das Heer der Treiber, hundertfünfzig bis zweihundert Mann, wird gewöhnlich am Abend vorher voraus geschickt und nächtigt in der primitivsten Weise in den Bergen, um bei Tagesanbruch den schwierigen und gefährvollen Anstieg unternehmen zu können. Diese

sehnigen, braunen Burschen mit den offenen, treuherzigen Gesichtern, durch den harten Kampf ums Dasein in ihrer wenig fruchtbaren Heimat gestählt, hatten für mich, wie alle anderen Bergvölker, von vornherein etwas besonders Sympathisches. Und diese herzliche Sympathie verwandelte sich sehr bald in große aufrichtige Bewunderung, als wir die braven Leute bei der Arbeit, in diesem Falle beim Treiben beobachten konnten.

Ich habe persönlich gesehen, daß diese tapferen Kerle an nahezu senkrechten Stellen, an denen selbst die Gewandtheit eines Gemsbocks verzweifelt wäre, mit einer spielenden Leichtigkeit und verblüffenden Selbstverständlichkeit emporturnten. Kaum glaublich schien die Leistung.

Das Seil verachten sie; und einer von ihnen sagte mir auf eine diesbezügliche Frage: „Unsere Frauen würden uns auslachen. Und wenn einer umkommt, ist es besser, als wenn gleich mehrere herabgerissen werden!“

Der König erzählte mir, er habe sich manchmal selbst Vorwürfe gemacht, wenn gelegentlich ein ernster

Unglücksfall passiert sei; doch die Bevölkerung sei so passioniert bei der Sache, erschne so sehr in ihrem einförmigen Dasein die Abwechslung und auch den Freiberlohn — etwa zehn Mark am Tage —, daß es nur Unzufriedenheit in diesen Bergen erregen würde, wenn diese gefährlichen Jagden ausfallen sollten.

Denn gefahrvoll ist diese Geschichte für die Leute ohne Zweifel. Ganz abgesehen von der schroffen Steilheit des Geländes, dem oft schlechten bröckligen Fels der dortigen Gegend, kommt es auch gar nicht selten vor, daß ein Bock, in die Enge getrieben, den Schützen eräugt, kehrt macht und nun an einer Stelle, wo es kein Ausweichen gibt, den Freiber in die Tiefe stößt.

Unsere Stände befanden sich am Ausgang eines wilden Felsenkessels etwa 3000 m hoch über dem Meeresspiegel. Kleine Brustwehren aus rohen Steinblöcken, ad hoc hergestellt.

Seine Majestät und ich waren zusammen in einem Stand.

Der Frieß begann etwa um zehn Uhr. Es dauerte sehr lange, bis ein Stück sich zeigte. Es war eine Geiß,

die in großen federnden Sprüngen den Kamm entlang flüchtete und in unseren Kessel hinunter. Der erste Bock wurde vom König geschossen; die nächsten beiden von mir.

Der Steinbock ist meines Erachtens im Trieb schwerer zu schießen als die Gams. Während das Gamswild immer hin und wieder verhofft und man so gut seinen Schuß anbringen kann, bleibt das Steinwild gewöhnlich in der Flucht, und das Flüchtigschießen mit der Kugel ist ja bekanntlich nicht jedermanns Sache. Der König schoß außerordentlich sicher und auch weit.

Eine Treibjagd hat für mich nie denselben Reiz wie die Pirsch; aber in diesem Falle war doch alles so eigenartig, daß es wohl als eine der Ausnahmen gelten kann, die die Regel bestätigen.

Die herrliche, wilde und großartige Alpenlandschaft in ihrem starren Ernst, die kühnen Treiber, das merkwürdige Wild, das wie aus einem anderen Zeitalter zu kommen schien, die klare Luft und die goldene Sonne, die ihre Strahlen in den Kessel warf, das alles mußte zugleich weidmännische und künstlerische Gefühle in

jedem auslöfen, dem es vergönnt war, an solch seltener Jagd teilzunehmen. Und das sind wahrlich nicht viele. Die Zahl der Jäger in Europa, die ihren Finger auf einen Steinbock krumm machen konnten, ist jedenfalls sehr gering.

Wir erlebten noch weitere drei Tage mit einer durchschnittlichen Strecke von fünfzehn bis zwanzig Böcken, dann mußten wir leider Abschied nehmen von unserem königlichen Jagdherrn und der herrlichen Hochgebirgslandschaft. Ein Andenken außer den schönen Trophäen nahm ich noch mit nach Hause, und zwar das selten gute und starke Maultier, das mich dort zur Jagd getragen hatte. Das brave Tier hat mir später im Bregenzerwald auf unserer Gamsjagd noch manchen guten Dienst geleistet.

Ein Vierzehn-Ender



Steinbockjagd — Der König von Italien

Ein^es schönen Tages, das Manöver war gerade zu Ende gegangen, fand ich auf dem Schreibtisch die Einladung zur Hirschbrunst nach Johannisberg. Seine Eminenz der Cardinal Fürstbischof Kopp war der Absender dieser angenehmen Botschaft.

Es war nicht ganz einfach, sofort einen Entschluß zu fassen, denn sowohl in Ostpreußen als auch im schönen pommerschen Rotwildrevier wollte ich dem König der deutschen Wälder während der Brunst das Leben schwer machen. Endlich wurde aber beschlossen, zu Ende dieser Zeit nach Osterreichisch-Schlesien zum freundlichen Kirchenfürsten zu reisen.

Es war ein strahlender, kühler Herbstmorgen, als wir in Jauernick den Zug verließen und von Seiner Eminenz in eigener Person am Bahnhof begrüßt wurden.

Mit dem Oberförster ging es dann zu Wagen ins Revier.

Die Gegend war sehr anheimelnd. Eine liebliche Hügellandschaft, die sich, allmählich ansteigend, bis an den Fuß der Sudeten erstreckt. Diese selbst gleichen außerordentlich den dunklen Bergen des Harzes.

Unser Weg führte uns in einem engen, von herrlichen Tannen bestandenen Tale ziemlich steil hinan. Wo die Sonne nicht hinzuscheinen vermochte, war es kalt, bitter kalt.

Nach anderthalbstündiger genußreicher Fahrt erreichten wir das Ziel unserer Wünsche.

Die Brunst war leider zu Ende. Deshalb hatte man eine große Dichtung eingelappt, in die, wie die Jägerei bestätigt hatte, morgens zwei gute Hirsche zu wechseln pflegten.

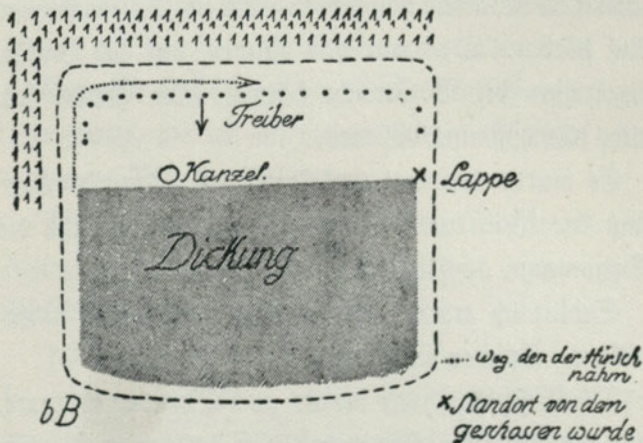
Der Oberförster, ein sehr fideler und tüchtiger Jäger, war freilich von starken Zweifeln geplagt, ob es gelingen würde, einen Hirsch aus der sehr großen dichten Tannendichtung vorzubringen.

Wir bestiegen eine Kanzel, die am Rande einer



Jagdhaus Valfavaranci

Dickung und eines großen Kahlshlages gelegen war. Dieser Schlag war eine Berglehne, auf zwei Seiten von hohem Holz und auf den beiden anderen Seiten von Dickungen umschlossen.



Von unserer Kanzel bot sich uns ein herrliches landschaftliches Bild. Die Sonne war voll durch die Nebel gebrochen, und die ganze Gegend schien tief in violette und braune Farben getaucht zu sein. Dazu die köstliche, frische Bergluft, die man wie Sekt einschlürfte.

Der Oberförster ließ Avancierern blasen. Lautlos ging

die Freiberlinie in die Dichtung, so daß wir nun gewissermaßen auf dem Rückwechsel saßen.

Zuerst kam ein guter Bock, dann ein Rotspießler herausgebraust und den Berg hinunter. Eine Stunde hatte das Warten nun schon gedauert, da wurde ein Ruf hörbar. Das war das Zeichen, daß die Freiber die Lappen bei B. erreicht hätten. Die Sache sah nicht sehr hoffnungsvoll aus.

Es wurde nun laut zurückgetrieben. Immer näher kam der Lärm der Freiber. Immer mehr wuchs die Spannung . . . Umsonst.

Schließlich traten einzelne Leute aus dem Fannendickicht. Es war vorbei.

Die Geschichte hatte bereits zwei Stunden gedauert, und die schöne Aussicht war bisher der einzige Gewinn der Jagd geblieben.

Sehr betrübt kletterten wir von unserer Kanzel herab und begannen den Abstieg am Rande der Dichtung, um zu den Wagen zu gehen.

Ziemlich am unteren Rande des Schlages angekommen, höre ich die Freiber schreien. Ich

wende mich und sehe sofort einen sehr starken Hirsch ganz gemüthlich an den Lappen herunter trollen und geradewegs auf die Luke zuhalten. Die Entfernung betrug etwa zweihundert Meter.

Da war nun keine Zeit zu verlieren. Ein wahres Glück, daß die Fernrohrbüchse noch geladen war!

Der erste Schuß auf den Trollenden saß weidwund. Der zweite, als ich auf meinen Jäger aufgelegt hatte, war gut. Der Hirsch brach zusammen.

Wir liefen eilig hin, und siehe da, es war ein ganz kapitaler Vierzehn-Ender. Das Geweih wog achtzehn Pfund.

Ich habe mich über wenige Hirsche in meinem Leben so gefreut, wie über diesen Hirsch im Revier des Kardinals. Im Triumph wurde er in das fürstbischöfliche Schloß Johannisberg gebracht. Und die Freude Seiner Eminenz war, glaube ich, fast ebenso groß wie die meinige.

Als wir am Abend in Berlin mit diesem prächtigen Geweih den Friedrichstraßen-Bahnhof passierten, hörten wir laute und fröhliche Ausrufe des Staunens und der

Bewunderung. Und so was hört der Jäger auch nicht ungerne. Denn wenn er ehrlich ist: die Trophäen bereiten einem doch doppelte Freude, die von anderen mit Bewunderung — und manchmal sogar ein bißchen mit Neid — betrachtet werden.



Mein Muli

Der erste Querhahn

Mitten in den dunklen Tannen des herrlichen Schwarzwalds liegt ein idyllisches Jagdhaus, der Kaltebronnen genannt.

Dorthin fuhren wir eines schönen Frühlingstages, mein Onkel Max von Baden und ich. Alles blühte und sproßte schon in der Ebene. Lachende Wiesen, gemustert mit blauen Veilchen und weißen Schneeglöckchen, alle Büsche grün. Doch je weiter die Fahrt geht, den Berg hinauf, desto karger und kahler wird die Natur, abgesehen von den herrlichen Tannen, nach denen der Schwarzwald ja seinen Namen hat.

Als das Jagdhaus erreicht wurde, befanden wir uns im Winter, im hohen Schnee. Das ganze Häuschen ist aus Holz gebaut; riesig gemütlich mit seinen kleinen Stübchen und dem Blick auf den herrlichen, dunklen

Bergwald, so recht ein Fleckchen Erde, auf dem auch die durch die moderne Lebenshege zerrüttetsten Nerven sich wieder auskurieren könnten. Wir beide hatten dies ja allerdings nicht nötig.

Am nächsten Morgen früh, und zwar sehr früh, ging's los. Der Jäger stapfte mit der Laterne voraus, und wir fragelten über eine Stunde den Berg hinan. Am Balzplatz angekommen, stellten wir uns unter ein paar hohe Fichten und warteten. Einige Hennen wurden bald in unserer Nähe laut, aber um die Welt ließ sich kein Hahn hören.

Endlich, weit, ganz weit fort, erschallte das bekannte Tack-tack-tack-tack-ä-tack-tack-tack-tack-tack.

Nun ging die Reise los. Erst war's noch so eine Art Pirschweg, nicht gerade sehr bequem, aber doch noch ein Pfad. Dann aber hinein in den Schnee und direkt durchs hohe Holz.

Nach einer Wanderung, die mir nicht kurz schien, gelangten wir auf eine kleine Waldwiese. Man hörte den Hahn schon näher, aber noch war nichts von ihm zu sehen.

Hier wurde der so appetitlich aussehende Schnee schon recht störend; er ging uns bis zur Hüfte, und das Anspringen verwandelte sich in eine Art Heranzwälzen.

Plötzlich zeigte mir der Jäger mit wortlos vorgestrecktem Arm etwas dunkles. Einen schwarzen Klumpen, so schien mir's, der auf dem Schnee einen absonderlichen Tanz aufführte.

Der Hahn!

Stumm und vorsichtig schlichen wir weiter, mit großer Mühe uns durch den tiefen Schnee arbeitend. Dann zwei bis dreimal tief Atem geholt, die Flinte entschert, der Schuß kracht, und der eben noch so tolle Tänzer, der lebenslustige Minnesänger sinkt zusammen im Schnee.

Noch im Tode bietet er einen stolzen Anblick in der Pracht seines bunten Gefieders, umrahmt von den purpurnen Flocken, die sein Schweiß auf die glitzernde Schneedecke verstreut hat. Einen schönen Tod hat er gehabt, der stolze Kerl, aus dem vollen Liebeswerben heraus direkt in die ewigen Jagdgründe!

Es war mein erster Auerhahn und ein sehr starkes Eier. Sein Magen war mit einem Haufen glattgeschliffener Kiesel angefüllt. Diese Reste einer wunderlichen Mahlzeit hab' ich mir später zur Erinnerung in den Deckel eines Zigarettenetuis fassen lassen.

Mittlerweile war die Sonne aufgegangen. Und mit ihr war mein Geburtstag heraufgekommen, denn wir schrieben den 6. Mai. Fröhlichen Herzens ging es nun zum Jagdhaus zurück, wo Onkel und Nefte zum Frühstück eine Flasche Sekt in memoriam des großen Vogels leerten.

Rehbockpirsch in Schlesien

In der Nähe des idyllischen schlesischen Dorfes Klein-Ellgut, umgeben von Kiefern, am Rande einer großen Wiese und Ackerfläche liegt, schmucklos, im Bauernstil gehalten, unser geliebtes Jagdhaus. Als Junggefelle hab' ich's mir gebaut — vor einer Reihe von Jahren — aber doch schon im Gedanken, einmal die eigene Frau hineinführen zu können.

Es besteht im Erdgeschosß aus einer Diele, die zugleich Eß- und Wohnzimmer ist, ferner Schreibzimmer, Schlafzimmer und Toilettenzimmer; im Obergeschosß sind noch ein Zimmer für die Hofdame und zwei Fremdenzimmer nebst einigen Dienerzimmern. Ganz einfach, aber sehr gemütlich ist das Häuschen eingerichtet, und ein tiefer, unstörbarer Friede umgibt den, der sich abends am Kaminfeuer behaglich im tiefen Korbstuhl niederläßt,

den Rauch einer Zigarrette gegen die rohgezimmerte Balkendecke bläst und seinen Gedanken nachhängt. Und die Gedanken hier am Kamin kehren immer wieder zu der Einsicht zurück: wie herrlich doch eine solche Waldeseinsamkeit ist im Vergleich zum nie ruhenden Getriebe und der nervösen Hast der Großstadt.

Alljährlich, wenn es irgend geht, fahren Cécile und ich mit einem guten Freunde in dieses Buen retiro; und es kostet jedesmal einen Kampf, wenn wir von dort wieder fort sollen.

Vom Jagdhaus aus wird auf den guten Bock gepirscht. Das Jagdgebiet der Herrschaft Óls umfaßt ungefähr fünfzigtausend Morgen Jagd. Es könnten jährlich etwa sechzig Böcke auf dem Gebiet geschossen werden; wir verrechnen gewöhnlich eine Gesamtstrecke von fünfundzwanzig bis dreißig Böcken. Dabei bin ich sehr scharf, daß nur wirklich starke, alte Böcke und solche, die eine schlechte Stellung haben und somit sich nicht gut vererben würden, geschossen werden dürfen.

Um drei Uhr früh klopft es hastig an meine Thür, es ist Zeit zum Aufstehen, aber — wenn ich mich nicht vor



Steinbockjagd-Gelände

meinem tüchtigen, kleinen Oberförster von Stünzner gar zu sehr genierte — ich möchte mich am liebsten einfach rundrehen und weiterschlafen. Mit einem energischen Ruck geht's aus dem Bett in das kalte Bad und dann zum Frühstück in die Diele, wo Freund Finckenstein, genannt der „Schwarze“, sich schon niedergelassen hat. Dann begeben wir uns, getrennt, zu Wagen ins Revier.

Mit mir fährt der kleine Oberförster. Und obwohl wir beide noch nicht so ganz wach sind, kommt doch bald das Gespräch in Gang. Wir kennen ja hier jeden Baum und Strauch. Der Oberförster muß mir Rede und Antwort über alles stehen. Was aus den einzelnen Böcken geworden ist, die wir im vorigen Jahr leben ließen; ob der berühmte Bock von der Grubenschäferei noch da ist; ob gewildert wurde; ob meine Freunde, die Zigeuner noch kommen, (ich habe ein großes Faible für diese amüsanten Strolche); was die verschiedenen Viehsorten machen; wie hoch der Schaden, den die Nonne im Walde angerichtet hat, am Ende geworden ist — alles dies und noch vieles andere besprechen wir.

Die Fahrt geht durch schönes, hohes Kiefernholz, dann

wieder an grünen Wiesen und fettem Ackerland vorbei. In der Nähe eines großen Getreidestückes halten wir. Hier soll ein Bock auf der anderen Seite nach dem Klee herausziehen.

Wir kriechen am Rande des Roggenschlages vorsichtig heran. Richtig — im Klee stehen drei Rehe. Es ist aber noch sehr dunkel, und so wird gewartet. Endlich glaube ich, wird es gehen. Ein Blick durchs Glas läßt erkennen, daß es ein sehr guter Bock mit zwei Ricken ist. Die Entfernung beträgt etwa zweihundert Schritt.

Der kleine Oberförster kriecht vor mich hin, und ich streiche mit meiner Fernrohr-S-Büchse auf seiner Schulter an. Bei ihm geht das gut, in Ceylon hingegen, wo ich dasselbe mit einem Eingeborenen machen wollte, drückte sich der Edle schleunigst seitwärts in die Büsche, und der Schuß ging prompt vorbei.

Das Fadenkreuz hebt sich gerade auf der roten Decke des Bockes ab, und der Schuß fällt. Der Bock macht eine hohe Flucht und ist im Getreide verschwunden. Ich bin etwas zu weit hinten abgekommen, und richtig, als

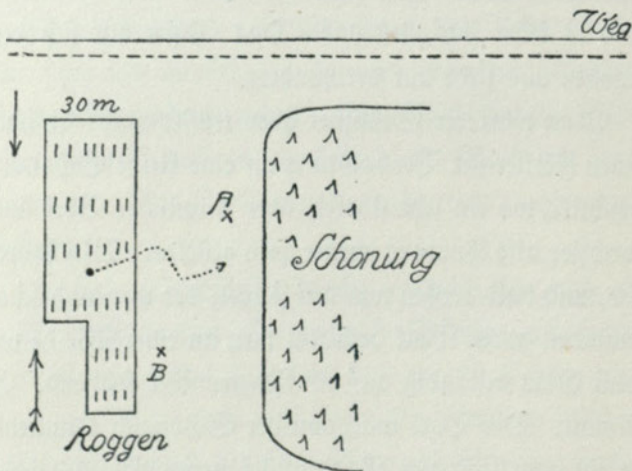
wir hinlaufen zum Anschuß, finden wir die Eingriffe, auch die flüchtige Fährte im taunassen Getreide, aber keinen Schweiß. Er ist halt gefehlt.

Lange sinne ich, nicht eben erfreut, hin und her, wie das wohl kam. Da fällt der Blick aufs Fernrohr, und es klärt sich alles auf. Das Visier hat sich verschoben und steht auf dreihundert.

Mein wackerer Stünzner aber tröstet mich: er habe einen Förster zur Beobachtung an eine kleine Schonung geschickt, wo ein sehr starker, aber heimlicher Bock auswechsle; also könnte es immer noch glücken. Wir fahren los, und bald treffen wir den Jäger, der mir auch schon manchen guten Bock bestätigt hat, an einer Weide mit dem Glas beständig auf ein Roggenstück spähend. Es stimmt. Der Bock war, von der Schonung kommend, in ein ganz schmales Roggenstück gewechselt und hatte sich dort niedergetan.

Nun war guter Rat teuer. Was sollten wir machen? Der Bock konnte noch sechs Stunden sitzen bleiben, und rausdrücken — auch eine sehr faule Sache! Wir entschlossen uns für durchgehen.

Der Oberförster übernahm den rechten Flügel, ich die Mitte und Barnert den linken. A bedeutet in meiner Skizze einen Bauernwagen und B unsern Pirschwagen. Wir gehen also mit Hallo vom Wagen aus



in das Getreide und laufen ganz durch. Ohne jeden Erfolg. Der Jäger kratzt sich den Kopf und flucht, behauptet aber: „Der Bock muß noch drin sein! Ich hätte ihn auswechseln sehen müssen!“

Also kehrt und zurück!

Plötzlich in der Mitte des Stückes fährt etwas sozusagen zwischen meinen Beinen los nach rechts auf die Schonung zu — ich sehe, es ist ein Bock, ein sehr guter Bock. Nun ist ein flüchtiger Bock unter normalen Verhältnissen schon kein leichter Schuß, aber in diesem Falle konnte ich nun gar leicht entweder einen Wagen oder den Förster auf der Strecke haben. Ich entschied mich kurz für den Bauernwagen und ließ fahren. Vorbei! Nochmal. Wieder dahinter weg! Wie der Bock mitten zwischen beiden Wagen war, der dritte Schuß. Wie vom Blitz erschlagen stürzt das Tier zusammen.

Meine Remingtonrepetierbüchse hatte es mir ermöglicht; sonst hätte man nicht so leicht hintereinander drei Schuß anbringen können. Es war mein bester Bock, den ich je geschossen habe. Und nahe an der Grenze war es auch

Oftmals begleitet mich Cécile zur Pirsch. Sie teilt meine glühende Verehrung für Natur und Jagd, und ihre scharfen Augen stehen denen des Försters nicht nach.

Herrlich ist dann die Fahrt zurück. Die Sonne ist aufgegangen, die Vögel werden laut, alles riecht nach

frischer Erde, nach nassen Wiesen und Korn. Und zwischen dem Korn leuchten farbige Tupsen, wilde Blumen. Die Bauern fahren mit ihren Gespannen zur Arbeit, unter ihnen manch lieber alter Bekannter von mir. Und horch! Auch der Kuckuck fängt seinen unermüdlichen Ruf an.

Auf so einer Pirschfahrt haben wir schon mehr als einmal wohl dreißig Böcke gesehen, die gut zu schießen gewesen wären. Aber nicht die Quantität, sondern die Qualität bestimmt den Abschuß.

Nicht weit von Ellgut liegt unser schönes großes Schloß Öls. In dem bezieht zur Zeit der Hasen- und Fasanenjagden die fröhliche Schar meiner jungen Kameraden und Freunde für vier Tage Quartier. Cécile und ich aber haben das kleine stille Haus am Walde lieber und bewohnen das Schloß nur zur Zeit der Winterjagden.

Grousejagd in Schottland



Beim Fürstbifchof Kopp erlegter kapitaler Vierzehn-Ender

Zu einer bestimmten Jahreszeit bekommt man in jedem eleganten Restaurant zum Diner „Grouse“. Der servierte Vogel sieht gewöhnlich wie eine schlecht durchgebratene Ente aus, und er schmeckt, als sei das Tier zu spät geschossen worden. Was sie da als Modegericht essen, wissen die wenigsten Leute.

Mir kommt vor, es ist genußreicher, dieses Flugwild zu jagen, als es zu essen. In Schottland hab' ich's gejagt. Es ist jetzt einige Jahre her. Ich wohnte damals bei einem der großen Landlords, um an Grouse-Freibjagden teilzunehmen.

Diese englischen Herrensitze sind für meinen Geschmack das eleganteste und zugleich gemütlichste, was sich überhaupt denken läßt. Ich habe schon in meinen Jagdskizzen aus Indien die fabelhafte Gastfreundschaft der

Briten gerühmt und möchte ihrer hier nochmals dankend gedenken. Für jeden Gast ist in solchem Hause in reizender Weise gesorgt. Und diese Sorge wirkt in einer charmanten, stillen Art, die den Betreffenden nie merken läßt, daß der Gastgeber sich seinetwegen irgendwie bemüht. Die Engländer sind in dieser Kunst der Gästebehandlung einfach genial und vorbildlich. Bei uns glaubt man den Gast immer unterhalten zu müssen; er wird zu Tode gequält mit Beschäftigungen, Vergnügungen und sight-seeing, was gewöhnlich für alle anderen mehr Reiz besitzt als gerade für das betreffende Opfer. Nichts von alledem in England! Die Mahlzeiten sind zu bestimmten Stunden, an denen sich die house-party zusammensindet. Falls nicht etwas besonderes los ist, etwa eine Jagd, ist jeder bis dahin absolut sein eigener Herr. Da diese houseparties gewöhnlich nur aus jungen vergnügten Herren und zum Theil aus sehr hübschen Damen sich zusammensetzen, sind die Voraussetzungen für einen angenehmen Aufenthalt durchaus gegeben. Dabei steht Haus und Hof des betreffenden Wirtes in des Wortes verwegenster Bedeutung den

Gästen restlos zur Verfügung. Will einer reiten, er braucht es nur zu sagen; Auto fahren, angeln, auf die Jagd gehen, segeln, Tennis, Golf spielen, flirten — es ist alles da. Nur muß man sich einteilen können . . .

So ein vollendet gastliches Haus war dieser schottische Edelsitz auch. Jeder Gast erhielt abends zum Frack seine Gardenie ins Knopfloch. Morgens starteten die andern in Viererzügen, von Coaches herunter gefahren, während der liebenswürdige Hausherr mit mir in einem kleinen amerikanischen Einspanner folgte. Den fuhr er, weil es ihn sonst langweilte, in gestrecktem Galopp bis zum Rendezvous. Die Scheren des Wägleins waren so konstruiert, daß man keine Stöße bekam. Auch diese Fahrten fand ich neuartig und famos; denn bei uns sieht man nur durchgehende Droschken und auffahrende Batterien im Galopp.

Es war eine wirklich vergnügte Gesellschaft, etwa zehn Herren und acht Damen, alle durchaus praktisch, aber doch mit Schick angezogen, dahinter die typischen, glattrasierten englischen Büchsenspanner, die mit

stoischer Ruhe, ihre beiden Greener Flinten „ohne Riemen“ (mit Riemen ist very bad style) geschultert, ihrem Herrn folgen.



Die Gegend ist ein leicht gewelltes Hochmoor von wunderbarem Reiz, wenn die Erika blüht. Von dem Haidekraut nährt sich das Grouse oder Moorhuhn. Die Stände sind aus Moorplatten hergestellte kleine Wälle, hinter denen man sich vor den Tieren versteckt. Von weit her nun treiben Leute mit Fähnchen auf langen

Stöcken die Haide ab in der Richtung auf die Schützen.

Die Grouses fliegen sehr niedrig, aber enorm schnell; man hat ausgerechnet, daß sie eine Stundengeschwindigkeit von über sechzig Kilometern entwickeln können. Kaum sieht man sie, und schon sind sie vorbei. Sie haben in

der Art des Streichens große Ähnlichkeit mit getriebenen Rebhühnern, und gewiß weiß mancher der Herren Leser, wie schwer diese zu schießen sind! Meine erste Jagd auf Grouse war daher recht reich an Munitionsverbrauch, aber unerfreulich gering an Jagdbeute. Am nächsten Tag ging's schon besser. Es gelang mir, fünf Grouses und einen Birkhahn zu schießen.

Ein fideler Lunch schloß den Jagdtag. Abends spielte die Hauskapelle allerliebste Walzer, zu denen man tanzen oder auch flirten konnte, je nach Geschmack.

Es waren wirklich schöne Tage im alten Schottland.

Zwei Gamspirschen

I.

Alles tief verschneit im Hochgebirge.

Es ist sieben Uhr morgens, als sich unser kleiner Zug vom Jagdhaus Hopfreen im Bregenzerwald in Bewegung setzt.

Voraus geht mein getreuer Oberjäger Brugger. Er ist eine typische Gebirglerfigur, ganz mager und ausgehörrt, Sehnen wie Stricke, und große helle Augen. Wir haben schon manchen Gamsbock zusammen geschossen und haben vieles zusammen erlebt; und das gibt dann so eine richtige Kameradschaft. Wir sind, wenn wir durch die verschneiten Berge ziehen, nicht mehr Herr und Angestellter, sondern nur noch zwei Gamsjäger, die ihre Berge und das Weidwerk lieben. Er stammt, wie meine anderen Jäger, aus dem Zillertal; und jeder von ihnen könnte gerade so, wie er ist, als Held in eine

Ganghofersche Geschichte springen. Zum Beispiel in den „Klosterjäger“ oder den „Jäger vom Fall“.

Ich selbst reite mein getreues Muli, das wir schon aus Italien von der Steinbockjagd her kennen und dem ich jedesmal die Erleichterung und Verkürzung des Anmarsches herzlich danke. Dahinter geht ein eingeborener Bregenzer Wäldler, Mucksel mit Namen, seines Gewerbes Fleischer, früher ein berühmter Wilddieb und der beste Steiger der ganzen Gegend. Wenn er einmal sagt: „Da geht's halt nit nüber“, dann kann man sich tofsicher darauf verlassen, es ist eben unmöglich. Er hat mich schon viele Male fest am Seil gehalten, wenn es schlechte Stellen zu passieren gab. Den Beschluß bildet der Mulimann, der auch früher bessere Tage gesehen hat, dem aber ein grausames Schicksal in einer Nacht sein ganzes Anwesen verbrannt hat. Das hat ihm aber seinen Humor nicht geraubt.

Die Temperatur ist nicht gerade einladend zum Reiten. Man freut sich, wenn der eigentliche Aufstieg beginnt. Die Freude ist allerdings nur von recht kurzer Dauer.

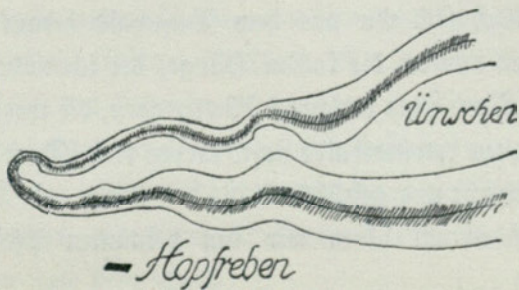
Diesmal wollen wir uns die Menschen vornehmen.



Das Jagdhaus Kl.-Ellgut, aufgenommen von der Kronprinzessin

Als mein Jäger am Abend vorher den Vorschlag machte, waren es gemischte Gefühle, die mich bei seiner Rede bewegten. Die Uenschen steigt nämlich gleich hinter unserm Jagdhaus auf und ist ein Berg, mit dem ich nicht sehr befreundet bin. Sie hat eine dachförmige Kuppe und senkt sich nach Hopfreen zu in recht steilen glatten Grashängen. Im Sommer ist sie schon ecklig, im Winter verliert sie durch Lawinenabgang und steile Schneehalden als Aufenthaltsort noch mehr an Reiz. Die andere Seite fällt fast senkrecht in Felskesseln ab. Die eine der beiden schmalen Seiten bildet einen sehr scharfen Grad; die andere Seite verläuft in weicheren almartigen Formen.

Von oben gesehen bietet sich etwa diese Ansicht.



Also der Anstieg beginnt. Es geht von der bequemen Straße herunter und den beschwerlichen Berg hinauf. Bornweg der Brugger, dann Muckfel, dahinter folge ich.

Der Schnee geht uns bis zur Hüfte, und es ist außerordentlich mühselig, vorwärtszukommen. Dabei sieht man absolut nicht, wohin man tritt; und oft wird ein verschneiter Ast oder ein kleines Bachbett zur tückischen Falle.

In wenigen Minuten hat man sich alles ausgezogen außer dem Hemd. Trotzdem läuft das Wasser nur so am Körper herunter. Ein wundervolles Training.

Ab und zu wird eine kleine Atempause gemacht. So geht das etwa zwei Stunden weiter.

Endlich sind wir aus dem Bergwald heraus und kommen nun an die kahlen Hänge, die ich nicht sehr liebe. Nach einer einsamen Wettertanne, die trozig an einer alten Lawinenhalde steht, streben wir. Dort wird haltgemacht und gefrühstückt.

Auf einmal hören wir den bekannten Pfiff der Gams . . .

Und da kommen sie auch schon vom Grad her direkt auf die Schneelehne zu.

Voraus die Geiß und hinter ihr der Bock. Zu dieser Zeit im Jahr sieht der Kerl aus der Ferne fast wie ein Bär aus. Sein Bart wackelt und flattert auf der Rückenlinie hin und her.

Schnell das Glas heraus, um die Krucken (Gehörn) zu betrachten! Es ist klar: ein guter Bock!

Die Geiß muß aber meine Bewegung bemerkt haben, denn sie stutzt, bleibt stehen, äugt scharf zu uns hin und pfeift.

Brugger meint, nicht schießen! Es sei noch zu weit.

Ich habe aber Angst, der Bock könne sich empfehlen. Ganz vorsichtig rutsche ich hinter die große Wurzel der Wettertanne und schiebe meine Fernrohrbüchse über den als Auflage frisierten Rucksack. Gierig sucht das Auge im Glase das Fadentkrenz, aber durch die Aufregung hat sich das Glas durch meinen Atem beschlagen.

Wieder absetzen, Taschentuch heraus und das Glas abgewischt. Qualvolle Sekunden. Ein Auge schießt immer nach dem Bock.

Endlich bin ich so weit, die Büchse ist gestochen, eine leise Berührung, und das Schicksal nimmt seinen Lauf.

Mit allen vier Läufen springt der Bock in die Höhe, bleibt erst wieder stehen, dann geht er einige Schritte rückwärts und rutscht, rutscht immer weiter, immer schneller, schließlich in großen Sprüngen, sich überschlagend in eine Schneewolke gehüllt, zu Tal . . .

„Jassas, die Krucken, wann's ihm bloß nacha die Krucken nit verschlagt!“ jammert der Jäger.

So — endlich liegt er fest in einer kleinen Mulde auf der alten Lawine etwa vierhundert Meter unter uns. Mit dem Glase kann man nur ein Gehörn sehen. Na, wir müssen hin, da hilft nichts.

Also los auf die beschwerliche Reise!

Die beiden haben mich ans Seil genommen, und nun geht es vorsichtig bergab. Als wir am Rande der alten Lawine angekommen sind, in gleicher Höhe mit dem Bock, aber doch noch etwa zweihundert Schritt seitlich davon entfernt, macht der Brugger ein ernstes Gesicht:

„Da ist halt schlecht gehen“, meint er.



In Kl.-Ellgut erlegter guter Bock

Ich quäle ihn: es wird schon gehen. Wir machen behutsam Tritt für Tritt. Der Jäger stößt Fußstapfen zum Eintreten; denn hier ist der Schnee festgefroren, und es geht in einem Abfall bis hinunter zum Wald. Wenn man hier ins Rutschen kommt, ist kein Halten mehr.

Ab und zu sehe ich mich nach Muckel um. Der aber marschirt schweigend und hält das Seil eisern gespannt. Auf einmal — es kommt urplötzlich — gibt es einen polsternden knirschenden Ton . . . Ich sehe, wie mein Jäger wie der Blitz zurück unter mich hinspringt, und vor meinen Füßen, nicht mehr als drei Meter vom Platz, wo ich stehe, rutscht die ganze Schneemasse zu Thal. Eine weiße Fläche, so groß wie der Fußboden eines großen Zimmers. Es war eine hohl gefrorene alte Lawine. Ganz fest schien sie, und doch war die ganze Geschichte restlos abgerutscht. Der graue Grasboden des Berghanges lag bloß.

Das war der Tod, der weiße Tod, der da wenige Meter von uns vorbei gefahren war und uns gegrüßt hatte.

Ich glaube, jeder von uns hat ein kurzes, aber echtgemeintes Gebet für sich gesprochen

Mit der denkbar größten Vorsicht drehten wir um und krochen behutsam, wie auf rohen Eiern, denselben bösen Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück.

Erst nach mehrstündigem Umweg brachte Muckfel den Bock zum Jagdhaus. Wir hatten unseren Humor nach einem Schluck Portwein bald wiedergefunden.

Heut aber heißt's noch manchmal: „Weißt noch, die Bartgams an der Uenschen!“ Und der wackere Bergjäger kratzt sich das Kinn und meint: „Teifel, viel hätt da nimmer g'fehlt!“



Oberförsterei Rieth

II.

Der Sommer ist ins Land gekommen, und nirgends ist er so herrlich, so reich an Schönheit wie im Hochgebirge. Frühmorgens, wenn's gerade anfängt hell zu werden, geht's hinaus mit Büchse und Rucksack, um den guten Vock in seinem Versteck auszupirschen. Die Luft ist so klar und leicht, und tausend bekannte Kräuter und Blumen geben ihr ein ganz besonders würziges Aroma. Und dann übergießt die liebe Sonne wundervoll alle Spitzen der Berge mit Gold. Tief unten aber die Täler sind noch in nächtliches Dunkel gehüllt. Der Nebel liegt in dicken Wolken auf den Wiesengründen, und der Rauch steigt senkrecht in dünner Säule aus den Hüttenschloten . . .

Wahrhaftig, solcher Sommermorgen im Hochgebirg predigt's eindringlich: es ist eine Freude zu leben. Und ich grüße ihn jedesmal, dankbar meinem Schöpfer,

daß er mich dies alles schauen und empfinden läßt. Wieviel Tausende armer Menschenkinder sind doch verurteilt, ihr Leben hinter den Mauern der Städte und Fabriken zu verbringen! Ach, könnte man ihnen ab und zu die Frische eines solchen jungen Gebirgsmorgens in ihren ernstestn Beruf hineintragen, wie gut würde das Leib und Seele tun!

. . . Wir sind wieder beisammen, der Brugger, der Freiber Muckel, das Muli, sein Führer und ich. Es soll ein sehr guter Bock im Schadonapaf gemeldet sein, und dorthin geht nun die Reise.

Erst führt der Weg an einem reißenden Gebirgsbach entlang. An seinen sich überstürzenden Wellen stehen allerlei „Marterl“, die den vorbeiziehenden Wanderer auffordern, für das Seelenheil eines abgestürzten Unglücklichen zu beten.

Eine schmale Holzbrücke führt dann ans andre Ufer. Diese Passage nimmt mein Muli gewöhnlich übel; es hat eine heilige Angst vor dem Wasser und ist sehr dagegen, sich irgendwelcher Gefahr auszusetzen, die mit dem Wasser zusammenhängt.

Nun beginnt ein verteuft steiler Anstieg an einer Geröllhalde, die schließlich in einem kleinen Wäldchen endigt. Von diesem Gehölz führt der Weg wieder ziemlich eben in ein anderes Thal.

Nach etwa drei Stunden erreichen wir die Schadona-Pashöhe. Wir sind am Ziel.

Auf der Pashöhe reckt ein großes Kreuz seine Arme in den Himmel. Die Jäger, die fast alle abergläubisch sind, erzählen sich: man hätte am Karfreitag den Heiland herabsteigen und auf den Bergen einherwandeln sehen.

Die Aussicht von hier ist wunderschön und großartig. Fast nur kahle Felsen in der Runde. Bloß die niedrigeren Höhen sind mit Almenrausch und Latschen bewachsen; Pflanzen, denen der Gamsjäger dankbar ist. Denn wie oft hat er ihnen einen guten Bock und manchmal sogar — sein Leben verdankt! Es sind ungemein feste, zähe Büsche, an die man sich sehr gut anklammern und an denen man sich hinaufziehen kann.

Wir ließen uns nun zunächst einmal nieder, um, wie die Jäger sagen, zu „spekulieren“, das heißt mit dem Glase die Gegend nach Wild absuchen. Sehr bald

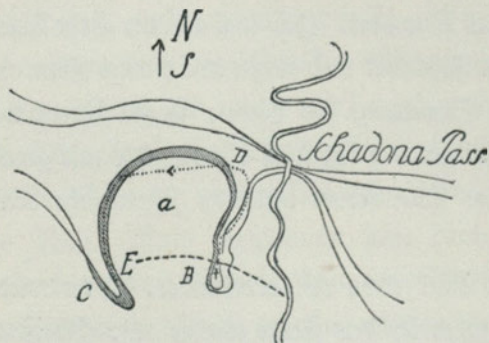
haben wir auch den alten Herrn auf einem Latschenkopf sitzend gefunden. Aber wie dahin kommen?

Brugger meinte: wir müssen ihn halt angehn. Das klingt nun sehr nett und fidel, schien mir aber etwas gewagt, weil der Wind mäsig und der Boden infam schlecht zum Steigen war. Na, wir beide machen uns also auf die Beine. Weiß Gott, es war ein gemeiner Anstieg! Dichte Latschen und Alpenrosen, dabei sehr steil — eine mühselige Arbeit.

Wie wir so weit sind, daß ich denke, in zwei, drei Minuten müssen wir schießen können, pfeift es zweimal, und Steine gehen ab. Das hieß ganz einfach: der alte Herr hat etwas gemerkt und ist auf und davon. Ich war nicht nur außer Atem, sondern auch außer mir. Die ganze Schinderei umsonst und in der Nähe kein anderer Bock. Aber Brugger tröstete mich, er wisse, wo der Bock hin sei.

Wir erstiegen den Rücken und kletterten auf die andere Seite nach dem Felsenkessel A hinunter. Auch dies war keine kleine Arbeit und erforderte Schwindelfreiheit. Unser braver Muckel hatte die ganze Sache mit scharfem

Auge verfolgt und war auf einen Wink von Brugger dem Bocke am östlichen Hange des Latschenrückens nachgestiegen. So waren wir kaum bis zur Mitte des Felsenkessels gekommen, als der Bock, der vor dem



a großer Felsenkessel *B* Standort des Bockes
c Anschuss ----- Flucht des Bockes

Mucksel flüchtig worden war, bei *D* über die Höhe kam und in großen Sähen herunter ins Tal jagte. Die Entfernung betrug etwa vierhundert Meter von meinem Standorte; doch wollt ich einen Schuß versuchen. Der Staub des aufschlagenden Geschosses ließ mich aber zunächst davon absehen; es war eben viel zu weit.

Es war nun sehr hübsch zu sehen, wie sich der Bock an der fast senkrechten Wand emporarbeitete, die nach C zu in einem leichten Bogen, wie die hohe Kurve einer Radrennbahn, hinführte. Er näherte sich somit meinem Standort bei E wieder. Ich lag auf der Erde hinter einem großen Felsblock und folgte mit meiner Fernrohrblüchse jeder Bewegung des Tieres. Sehr störend war jetzt die vorhin freudig begrüßte Sonne, die mir gerade in mein Glas hineinschien und das Zielen sehr beeinträchtigte.

Wie der Bock etwa auf dreihundert Meter wieder herankam, nahm ich das Feuer wieder auf. Abermals mit wenig Erfolg. Er strebte einer Stelle in der Wand zu (bei C), wo er über die Schneid zu kommen gedachte — und dann war er weg. Es war nun riesig aufregend, die Kugel dicht neben ihm im Gestein aufschlagen zu sehen und doch ohne Erfolg.

Jetzt hat er den Ramm erreicht, setzt zum Sprung an, ist halb oben. Da — noch ein ganz genaues Zielen — das Fadenkreuz ist etwas hinter dem Blatt — ich lasse fahren und sehe, wie der Bock hinten ausschnekt,

um dann, sich wendend, wieder zurück etwas tiefer hinter einem großen Fels unterhalb des obersten Grades zu verschwinden.

Nun wurde die Geschichte aber erst recht spannend. Die Kugel hatte er, soviel war klar; aber dahin kommen war vollkommen ausgeschlossen. Was nun?

Da erschien als „deus ex machina“ mein braver Muckel. Der erbot sich, die schwierige Sache anzupacken. Er nahm unser Seil mit und machte sich auf den Weg. Bald verschwand seine drahtige Gestalt hinter dem Bergrücken C, denn seine Absicht war, von der südwestlichen Seite aus zu versuchen, den Kamm zu erreichen und von dort aus einen Einstieg in die Wand zu wagen. Wir nehmen mittlerweile unser Frühstück zur Hand, die Büchse dabei schußbereit auf den Knien.

Underthhalb Stunden mögen so vergangen sein, da erscheint gegen den hellen Himmel auf dem Grad die Silhouette des Freibers. Donnerwetter, hatte sich der Mann beeilt! Es erschien kaum glaublich. Durch unsere Gläser konnten wir sehen, wie er sein Seil losmachte.

Brugger meinte: „Sakrament, das ischt ein verfluchter Kerl, der Mucksel! Schneid hat er scho!“

Seinen Schneid in Ehren — aber diesmal sollte es anders kommen. Er ließ sich nämlich nicht am Seil herunter, sondern machte eine Art Lasso daraus mit einem, wie die Marine es nennt, „laufenden Auge“, zu deutsch eine Schlinge. Da muß also der Bock verendet sein, denken wir uns in kindlicher Unschuld. Wir sehen jetzt deutlich, wie der Jäger zieht, wie sich das Seil spannt. Und richtig — jetzt erscheint auch der Kopf des Bockes. Die Schlinge sitzt ihm um die Krucken. Aber lange dauert das Vergnügen dieses Transportes nicht. Auf einmal fängt das Tier an, hin und her zu pendeln. Jetzt schlägt's heftig mit den Läufen aus. Mucksel beginnt zu fluchen. Und ehe mir alles klar ist, geht mein Bock in wilder Flucht die Wand entlang. Nun war es aber nicht hohe Zeit, sondern allerhöchste Zeit, und ich schieße ihm eine S-Kugel mit Visier 250 hinauf. Er macht eine hohe Flucht und überschlägt sich vorwärts. Immer schneller und schneller geht die Falfahrt, bis er weit unten liegen bleibt. Wir hinter-



Garten der Oberförsterei Rieth

her, immer mit der bangeren Sorge, daß er sich im Todessturz die Krücken zerschlagen haben könnte. Endlich an Ort und Stelle finden wir einen recht guten Bock. Die erste Kugel saß etwas zu weit zurück.

Das war eine der merkwürdigsten Gamspirschen in meinem bisherigen Jägerleben.



Mützelburger Rothirch

Der Gespensterhirsch

Ein bißchen Aberglaube steckt wohl jedem echten Jäger in den Knochen, und jeder Weidmann erzählt gern mal 'ne Geschichte, in der's wunderbar und scheinbar wider die Natur zugegangen ist. Und wenn mir auch nicht der wilde Jäger im Wald oder gar der Fliegende Holländer auf dem Meer begegnet ist — eine seltsame Jagdgeschichte hab ich doch auch erlebt. Eine Geschichte mit einem Hirsch.

Im schönen Müßelburger Waldrevier gibt es eine große, für Rotwild ideal gelegene, mitten im Hochwald versteckte Wiese, die in lauter kleinen Ecken und Zipfeln lustig in den Wald einspringt. Hier in dieser Gegend kenn ich jeden Baum und Strauch. Mancher gute Hirsch tat auf dieser herrlichen Wiese den letzten Liebeschrei.

Das merkwürdige ist nun, daß jedes Jahr am allerletzten Tage der Brunst — und zwar nur einmal — ein ganz kapitaler Bierzehnender an einer ganz bestimmten Ecke der Wiese auftaucht. Dreimal habe ich den Kerl gefehlt, und jedesmal verschwand er wie von der Erde verschluckt.

Das erste Mal, als ich die Bekanntschaft des unheimlichen Hirschens machte, fuhren wir an einem Rudel ganz nahe vorbei. Mitten im Farnkraut am Rande der großen Wiese auf etwa dreißig Meter stand der große Kerl. Man konnte jede Perle am Gerweih mit bloßem Auge erkennen. Also — runter vom Wagen und freihändig geschossen!

Im Schuß war ich gut abgekommen, das Rudel wurde flüchtig, der Hirsch — war weg. Nichts zu sehen, nichts zu finden.

Im nächsten Jahr hatte ich, mit Leutnant Gofler pirschend, denselben Hirsch ganz plötzlich in einer Wiesenecke sitzend gefunden. Wir waren auf Schußentfernung herangekrochen. Mit größter Vorsicht nahm ich ihn aufs Fadenkreuz. Der Schuß fällt —



Unser Auto mit improvisierter Garage

wieder gefehlt! Der Hirsch verschwindet spurlos, wie beim ersten Male.

Im dritten Jahr kommt Gofler eines Abends atemlos an eine von uns vorher verabredete Stelle und erzählt: er habe unsern Freund auf der Wiese wieder gesehen.

Wir also im Lauffschritt hin. Richtig, der Hirsch schrie und schlug in einem kleinen Erlenbruch am Rande.

Keine Möglichkeit heranzukommen! Der Wind war schlecht, und es wurde schon bedenklich dunkel.

Endlich zieht das Rudel heraus, um auf eine nahe gelegene Siradella zu kommen. Ich pirsche — immer am Rande des Holzes — hinterher; schließlich wird es jedoch zu dunkel. Auf dreihundert Meter versuche ich einen Schuß auf den ziehenden Hirsch.

Der Erfolg machte dem berühmten Gauner Ehre. Denn — wie jedesmal, so auch jetzt. Mit langen Flüchten, das herrliche Geweih weit zurückgelegt, faust er in den Hochwald. Und ward nicht mehr gesehen.

Na, und dies Jahr! Die Brunst war zu Ende, die Wiese hatte ihr Opfer gestellt, und wir, das heißt meine Frau, der Forstmeister, Gofler und ich, fuhren eines Abends wieder so gewissermaßen planlos herum. Zum dritten oder vierten Male passierten wir eine Wiesenecke, auf der ein Rudel mit mehreren geringen Hirschen äste und schauten schon kaum mehr hin. Da seh ich zufällig im lichten Holz hinter dem Rudel etwas Verdächtiges sich bewegen.

Schnell vom Wagen und das Glas ans Auge! Da erkenne ich deutlich den kapitalen Hirsch, den berühmten Bierzehner. Nun hatte das Rudel uns auch weg und zog durch ein kleines Erlengehölz auf die nächste Wiese, der Hirsch mitten im Rudel.

Der Forstmeister und ich pirschen sobald als möglich dem Rudel nach; sie waren aber schon weit gezogen. Schließlich in der Nähe der bekannten Siradella auf einer kleinen Waldwiese sahen wir das Rudel wieder. Mit unendlicher Mühe pirschen wir uns auf leidliche Schußentfernung heran. Das Wild war aber rege und trat immer unruhig am Rande hin und



Der Verfasser und Leutnant von Gøbler bei der Lektüre
nach der Pirsch

her. Schließlich war das Büchsenlicht auch fast vorbei.

Trotzdem, nach sorgfältigem Studium mit dem Glase, nachdem ich den Hirsch genau angesprochen hatte, wird angestrichen, sehr umsichtig geprüft und abgedrückt. Das Licht reicht gerade noch aus, um erkennen zu können, daß der Hirsch eine hohe Flucht macht und dann nach kurzer Strecke zusammenbricht.

Der Forstmeister und ich schütteln uns gerührt die Hände. Endlich haben wir das versigte Tier!

Nach schnellem Lauf über die dreihundert Meter lange sumpfige Wiese kommen wir an, und — wer beschreibt unsere Enttäuschung — mit tadellosem Blattschuß liegt ein geringer Zwölfer-Hirsch auf der Decke. Na, nun wurde mir die Sache zu bunt! Ich sagte dem Forstmeister direkt auf den Kopf zu: hier stimmt was nicht! Da kam er denn mit der Sprache heraus und erzählte, es gehe seit langer Zeit schon die Sage unter den dortigen Jägern von einem kapitalen Hirsch, auf den schon mancher einen Schuß angebracht hätte,

der aber „verheert“ sei und für den die Kugel noch nicht gegossen wäre.

Na, ich bin eigentlich wirklich nicht abergläubisch, aber bei diesem Hirsch kommt es mir doch fast so vor, als ob es nicht ganz mit rechten Dingen zugehe.

Wir nennen ihn nur noch den Gespensterhirsch, und ich glaube schon selbst nicht mehr, daß ich ihn noch mal schieße.

Jagd auf Blackbuck (Antilope)

Der Blackbuck kommt in einigen Theilen Indiens sehr häufig vor. Er ist dort etwa so verbreitet wie bei uns das Rehwild.

Es sind reizend graziöse Thiere mit glänzendem schwarzen Fell, das auf der Bauchseite ganz weiß ist. Die Hörner sind korkenzieherartig gewunden.

Die Thiere stehen gewöhnlich in Rudeln von zehn bis zwanzig Stück zusammen. Sehr gute alte Böcke wohl auch einzeln. Wir haben sie in der Nähe von Jaipur und Heiderabad gejagt. Und zwar folgendermaßen.

Rund um Jaipur breitet sich eine wellige, weite, mit trockenem Gras und Dorngebüsch bewachsene Ebene aus. Es ist dieselbe Gegend, in der das Pigsticking vor sich geht.

Wir fuhren im Auto auf guter Straße aus der himbeerfarbenen Stadt hinaus und erreichten bald den Punkt unserer Bestimmung. Hier bestiegen wir einen ländlichen Ochsenkarren, der mit zwei kleinen flinken Zebuochsen bespannt war. Diese Zebus werden vielfach sehr edel gezogen und laufen ein erstaunlich gutes Trabtempo.

Über Stock und Stein, durch tiefen Sand und über beträchtliche Felsblöcke rumpelt das primitive zweirädrige Gefährt.

Bald zeigt sich ein kleines Rudel Antilopen, etwa dreihundert Meter vor uns auf einer kleinen Bodenwelle. Wir betrachten es mit dem Glase; und da stellt sich leider bald heraus, daß kein lohnender guter Boock dabei ist. Weiter also die Fahrt!

Ab und zu steige ich ab und gehe zu Fuß, da einem die Knochen weh tun von all den unerwarteten und harten Stößen des federlosen Wagens. Man konnte sich wirklich bei dieser Fahrt eine leise Vorstellung von den Qualen machen, die unsere armen verwundeten Landsleute in Südwest auf dem Transport in den

Ochsenkarren zu erdulden gehabt haben müssen. Und dabei oft in der glühenden Sonne kein Wasser! . . .

Also endlich hat der eingeborene Jäger einen guten Bock ausgemacht. Der Wagen fährt weiter, und ich bringe meinen Schuß auf dem Boden liegend an. Der Bock erhielt die Kugel kurz Blatt. Die Entfernung war sehr gering, also das ganze kein Kunststück. Als aber das Gehörn gemessen wurde, stellte es sich heraus, daß es sehr nahe dem Rekord in der dortigen Gegend kam.

Wir schossen auf diese Weise noch ein paar gute Böcke und traten dann die Heimfahrt an. In Heiderabad hätte ich wohl in einem Tage bequem vierzig Böcke schießen können. Man hatte die Tiere dort geschont, und sie waren daher sehr vertraut und leicht zu erlegen.

Die indischen Fürsten kennen allerdings noch eine andere Art, die Antilope zu jagen. Sie ist aber für meinen Geschmack wenig sportlich und, wenn man will, sogar roh.

Eine Art Panther, Chita genannt, wird jung einge-

fangen und einigermaßen gezähmt. Es sind dies ganz herrliche Thiere, schlank wie ein trainierter Vollblüter, mit starken Knochen und sehr scharfen Lichtern. Sie werden auf Ochsenkarren in die Nähe des Wildes gefahren und aus einer Entfernung von etwa zweihundert Metern auf die Antilope losgelassen.

Der Vorgang spielt sich so schnell ab, daß man kaum sieht, was vorgeht. Ich habe mir aber nachträglich von einigen englischen Jägern die Sache genau erklären lassen. Der Chita äugt den Blackbuck. In blitzschnellen Sprüngen, dicht über der Erde dahinschießend, erreicht er das arme Opfer. Ein Schlag mit der Pranke wirft die Hinterhand des Bockes ganz herum, und der Panther sitzt ihm an der Gurgel. Dann saugt er ihm das Blut aus und läßt seine Beute nicht eher los, als bis er ganz voll und faul ist.

Wie gesagt, ich empfand einen ziemlichen Widerwillen bei dieser grausamen Vorführung und habe sie nicht wiederholen lassen. Zuzugeben ist, daß die schnellen, graziösen Bewegungen des attackierenden Panthers vom künstlerischen Standpunkte aus sehr interessant zu beobachten sind.



Unfer Jagdhaus Hopfreen im Bregenzerwald

Die Jagdpanther werden, wenn ihre Arbeit gethan ist, im Triumph, jeder mit seiner eigenen Schabracke bekleidet, auf Wagen heimgefahren.

Mehr wie einmal am Tage ist so ein Chita aber nicht zu verwenden.

In einigen Theilen Indiens werden die Blackbucks auch zu Pferde mit der Lanze gejagt. Ich kann mir denken, daß das ein sehr guter Sport sein muß.



Blick vom Hause auf die Mohnen-Fluh

Treibjagd bei Mirzapur

Um dem verehrlichen Leser einen kleinen Begriff von der erstaunlichen Vielsältigkeit des indischen Wildes zu geben, möchte ich eine kurze Beschreibung einer bei Mirzapur abgehaltenen Treibjagd geben.

Ogleich die Gegend, in der wir auf Tiger jagten, für indische Verhältnisse just nicht besonders reich von Wild bevölkert war, beschloß eines Tages Mr. Wyndham, mit uns eine Treibjagd im Dschungel zu veranstalten.

Der Dschungel, der getrieben werden sollte, bestand aus niedrigem Unterholz, Dorngebüsch und einigen größeren Bäumen.

Nachdem die Schützen aufgestellt worden waren, begann der Trieb. Vor meinem Stand war eine kleine Lichtung, die auf etwa hundert Schritt durch dichtes

Dorngebüsch begrenzt wurde. Es währte nicht lange, da brach aus dem Gehölz ein Stück Samburwild, dem ein guter Hirsch folgte. Ich schoß den Hirsch flüchtig, der im Feuer zusammenbrach und etwa zehn Schritt hinter meinem Stande regungslos liegen blieb. Mir schien die Sache verdächtig. Ich wollte einen zweiten Schuß anbringen, wurde jedoch davon durch meinen eingeborenen Jäger abgehalten, der meinte, der Friebe könne dadurch gestört werden.

Es dauerte nicht lange, da erschien ein großer Keiler. Auch dieser erhielt die Kugel und blieb verendend liegen. Wie ich mich nach meinem Samburhirsch umdrehe, ist das Tier verschwunden; und eine lange mühsame Nachsuche hatte keinen Erfolg. Das S-Geschos mußte das Tier glatt durchschlagen und es zunächst nur betäubt haben. Jedenfalls war das gute Geweih verloren.

Eine Hyäne, die kurz darauf in langen Sägen vor meinem Stand vorbeigejagt kam, schoß ich vorbei.

Im zweiten Friebe erschien zunächst ein sogenannter Scheitel, ein kleines rehartiges Tier mit geringen Hörnern. Leider hab' ich's gefehlt. Es dauerte nicht lange, so



Jäger Rupprecht sucht mit dem Glase einen guten Bock.
Gemspirch im Sommer bei Hopfreen.

Kam eine Kuhantilope, ein sehr schönes starkes Tier. Die erhielt meine Kugel und vom Nachbarschützen den Fangschuß. Hierauf folgten zwei starke Bären, die ich aber fehlte, da das Gelände sehr unübersichtlich war. Dann schoß ich kurz hintereinander noch einen sehr schönen Pfau und einen Dschungelkock (wilden Hahn).

Nach dem Triebe erzählten die Treiber, sie hätten in einem Gebüsch einen schlafenden Keiler gefunden. Wir gingen hin, und als das Gebüsch mit Steinen beworfen wurde, fuhren aus demselben anstatt eines Keilers zwei noch junge Panther heraus, die ich mit der Flinte erlegte.

Nun erfolgte das Frühstück auf einem sehr schönen Platz mit herrlichen, alten Bäumen. Rund herum die Treiber gelagert, ein malerisches Bild.

Nach dem Frühstück begaben wir uns zum letzten Trieb und zwar an einer Berglehne, mit etwas größeren Bäumen bestanden. Das Gelände war diesmal übersichtlicher. Ich habe in diesem Triebe zunächst nichts geschossen. Auch die anderen Herren konnten nur wenig erlegen. Ganz zuletzt aber erschien ein starker Bär, der, den Berghang entlang trollend, auf meinen Stand zu

kam. Auf dreißig Schritte erhielt er die Kugel, überschlug sich wie ein Hase, ging dann aber weiter. Es mußte ihm eine zweite Kugel nachgesandt werden, ehe er liegen blieb. Es war ein schwarzer Bär mit einem koketten weißen Halskragen. Der Meister Pek macht sich ausgestopft sehr gut und steht jetzt in meinem Danziger Heim auf der Treppe.

Im selben Triebe bekamen wir noch eine Fischotter mit sieben Jungen zu Gesicht. Es war ein ganz merkwürdiges Bild, zu betrachten, wie diese Gesellschaft herankam und ich konnte zunächst gar nicht erkennen, was für Tiere es überhaupt waren. So blieb leider zum Schießen keine Zeit mehr. Die Kleinen, die kaum die Größe eines Frischlings hatten, verlohnten den Schuß nicht. Es ist aber, glaube ich, recht selten, daß man in einem Triebe eine Fischotter zu sehen bekommt.

Within sind an diesem Tage zum Schuß gekommen: Panther, Nilgai (Kuhantilope), Bären, Hyänen, Schakale, Samburwild, Scheetel, Pfauen, Dschungelcock, Schwarzwild und eine Fischotter. Wahrhaftig eine bunte und gute Strecke! Wie gesagt, war aber der



Gemsgelände im Winter (Hopfreen)

Dschungel, den wir getrieben hatten, für indische Verhältnisse noch nicht mal besonders gut.

Eine derartige Jagd beim Maharadja von Kutschbehar, einem der größten und mächtigsten der indischen Fürsten, abgehalten, hätte eine noch buntere und erheblich größere Strecke ergeben. Im Triebe wären wahrscheinlich noch Rhinoceros und Tiger, vielleicht auch einige starke Büffel gekommen. Allerdings wäre ein derartiger Trieb dort nicht mit den Schützen zu ebener Erde abgehalten worden. Die Jäger werden dann entweder auf Elefanten oder auf großen Kanjeln untergebracht.

Nach dieser Tagesarbeit bestiegen wir dann, zufrieden mit unserm Jagdglück, die Elefanten, und der Heimritt nach dem Lager wurde angetreten.

Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht noch von Interesse, einiges über die Elefanten zu sagen. Der Elefant ist wohl das intelligenteste Tier der Schöpfung. Er wird steinalt und kennt seinen Führer so genau, daß dieser eine vollständige Konversation mit ihm halten kann. Der Hörer hat dabei das Gefühl: das Tier versteht

jedes Wort. Der Führer ruft dem Riesenkerl irgend etwas zu, und der Elefant führt den Befehl sofort aus. Es fällt z. B. irgendein Gegenstand, den der Jäger verloren hat, auf die Erde. Der Mahout (Führer) des Elefanten schreit ein uns unverständliches Wort, und der Elefant, ohne mit der Wimper zu zucken, hebt den Gegenstand mit den Rüssel auf und reicht ihn höflich dem Reiter herauf. Ist der Weg schlecht, z. B. im dichten Dschungel, so bahnt der Elefant sich systematisch einen besseren Pfad hindurch. Er entwurzelt kleine Bäume, biegt andere auseinander, und in kurzer Zeit ist der Weg frei. In der Regel ist den Elefanten die Furcht, selbst vor den Tigern, ganz unbekannt. Es kommt wohl mal vor, daß ein Panther oder Tiger beim Treiben den alten Herrn anspringt, aber lange dauert das Vergnügen für den Angreifer nicht; denn sehr bald hat der Elefant ihn abgeschüttelt, und die riesigen Füße des Kolosses zerstampfen das Raubtier zu Brei. Kein Wunder, daß in Indien der Elefant geradezu mit einer heiligen Hochachtung behandelt wird.

Die Leichtigkeit, mit der die Elefanten schwere Baumstämme herumtragen oder mit ihren Stoßzähnen bearbeiten, ist verblüffend. Sie durchfurten reißende Ströme, schwimmen ganz ausgezeichnet, erklimmen lehmige und feuchte Flußufer, an denen ein Mensch kaum in die Höhe kommt, langsam, aber mit großer Sicherheit. Nur vor einem hat der Elefant Angst, und das ist der Flugsand. Die Ufer der indischen Flüsse sind teilweise mit Eribsanddünen umsäumt. Diese können den Elefanten sehr gefährlich werden. Denn gerät der schwere Riese in eine solche Wanderdüne hinein, so ist er unrettbar verloren. Das weiß der kluge Kerl auch ganz genau; und deshalb ist es eine üble Sache, mit einem Elefanten an solche unsicheren Stellen zu gelangen. In seiner Angst, zu versinken, reißt er sich alles vom Rücken, die Howdah, in der man sitzt, und auch die Menschen, die auf seinem Rücken sich befinden, und wirft sie unter seine Füße, um eine Unterlage zu bekommen, auf der er sich weiterarbeiten kann.

Einmal im Jahre, in der Brunst, ist der Elefant ungemütlich; da soll er sogar seine eigenen Wärter an-

nehmen, und die sonst so gutmütigen und friedlichen Tiere verwandeln sich in wilde Bestien.

In den Büchern von Rudyard Kipling gibt es verschiedene Geschichten, die sich liebevoll mit Elefanten beschäftigen, und die durch ihre feinen Beobachtungen der Tierpsyche von nicht geringem Interesse für den Tierfreund sind.

Jeder indische Fürst verfügt über einen großen Elefantenstall. Bei festlichen Anlässen werden die Tiere fabelhaft herausgeputzt und bemalt, ihre Zähne werden vergoldet, ihr Kopf und Rücken mit Zierat aller Art geschmückt. Das Reiten auf einem Elefanten ist für den Europäer freilich kein sehr großer Genuß. Aber man lernt es im Lande verstehen: Der Elefant gehört zum Bilde Indiens wie das Aufziehen der Wache zu Berlin, das Bier zu München, der Kaffee zu Sachsen oder das Eiswasser und der Kaugummi zum Amerikaner.

Jagd-Expedition in das Gangesdelta

Am Ende meiner unvergleichlich schönen Reise durch Indien trafen wir in Kalkutta ein, wo wir in dem gastlichen Hause des Vizekönigs Lord Hardinge und seiner Gemahlin in der herzlichsten Weise aufgenommen wurden. Leider erfolgte hier das Signal „mit Zügen umkehrt“; das heißt: wir erhielten aus Berlin den Befehl, die Fortsetzung der Reise aufzugeben und wegen der in Ostasien sehr stark verbreiteten Pest unsere Rückreise über Ägypten anzutreten.

Bis der Dampfer abfuhr, hatten wir jedoch noch einige Tage Zeit; und die indische Regierung ermöglichte es mir in der liebenswürdigsten Weise, eine kurze Expedition in das Gebiet der Sunderbunds, das heißt der im Gangesdelta gelegenen Inseln anzutreten.

Es war mir in erster Linie darum zu tun, einen

guten Büffel noch meiner verschiedenartigen Strecke hinzuzufügen. An der Exkursion beteiligten sich Graf Dohna, Graf Finckenstein, Leutnant von Zobelitz und Professor Dr. Widenmann. Außerdem noch von englischen Herren Sir Harold Stuart, der mich auf der ganzen Reise als getreuer Mentor begleitet hatte.

Nach einer Nachtfahrt mit der Bahn von Kalkutta aus erreichten wir einen kleinen Platz am Ufer eines der Gangesarme, wo uns die Yacht des Gouverneurs von Ost-Bengalen erwartete.

Diese Yacht war ein ganz eigentümliches Fahrzeug. Sie bestand aus zwei Theilen, nämlich einem Schiff, das die Maschine trug, und einem daran angekoppelten Fahrzeug, in dem sich die Wohnräume befanden, zu denen ein großer Salon gehörte. Die Yacht stammte noch aus der Zeit der Königin Viktoria und war auch in dem damaligen Geschmack eingerichtet. Sie war äußerst bequem und hatte die große Annehmlichkeit, daß man gänzlich unabhängig von anderen Verkehrsmitteln hinfahren und bleiben konnte, wo man wollte.

Nach vierundzwanzigstündiger angenehmer Fahrt



Heimkehr von der Pirsch

gelangten wir in unser Jagdgebiet. Es ist eine sehr malerische Gegend. Der heilige Ganges windet sich in vielen Armen durch bewaldetes und gut bestelltes Land. Theile der Gegend erinnern — natürlich nur im Total-
eindruck und abgesehen von den Baumarten — an unseren heimischen Spreewald. Es gibt in diesem Gebiet auch sehr viele Tiger. Doch ist es ziemlich schwierig, der Tiere hier habhaft zu werden, da die Bevölkerung dieser Landstriche just keine besonders große Passion dafür hat, sich als Treiber verwenden zu lassen.

Wir hatten denn auch für diesen Zweck einige Gurkha-Polizisten mitgenommen. Die Gurkhas stammen aus Nepal an der Nordostgrenze von Indien und haben vollkommen den Typus der Ostasiaten. Sie sehen den Japanern zum Verwechseln ähnlich und stellen den Engländern ihre besten Soldaten. Sie sind kleine, aber außerordentlich ausdauernde, zähe Leute, die sich vor dem Teufel und der Hölle selbst nicht fürchten.

Es gelang uns, einen Tiger und mehrere starke Krokodile auf unserem Wege in die Gegend, wo die Büffel sich befinden sollten, zu erlegen. Endlich er-

reichten wir unsern Bestimmungsort: eine einsam gelegene Insel im Golf von Bengalen, Kukri-Mukri genannt, die von Europäern vorher nur selten betreten worden war. Hier weidete eine starke Herde wilder Büffel.

Die Insel ist dicht mit herrlichem Wald bedeckt, nur an der Küste ist eine große unbewachsene Fläche geblieben.

Kleine Boote trugen uns ans Land.

Schon beim Ausbooten erblickten wir von weitem in der Nähe des Meeres mehrere Büffel äsen. Wir pirschten am Waldrande entlang ziehend bis auf eine Entfernung von etwa dreihundert Metern an die Tiere heran. Finckenstein und ich suchten uns die beiden stärksten aus und eröffneten das Feuer.

Beide Büffel erhielten die erste Kugel; es bedurfte aber sehr vieler Schüsse, um sie auch nur zu bewegen, sich niederzutun. Der englische Herr, der uns begleitete, meinte: Er habe schon Büffel mit zehn bis zwanzig Schuß gesehen, die noch den Jäger angenommen hätten. Ein angeschweißter Büffel ist bekanntlich das gefähr-

lichste Wild, das es gibt. Er flieht nicht, sondern schlägt einen Kreis um den ihm nachpirschenden Jäger und folgt ihm, sich Wind holend, seinerseits, um unvermutet über ihn herzufallen. Oberleutnant Gräß kann ein Lied von solchem angeschossenen Tier singen; er kam ja damals in Afrika nur mit knapper Not mit dem Leben davon.

Es dauerte nach unsern Schüssen auch gar nicht lange, und ein Bulle trennte sich von den andern und kam direkt auf uns zu. Eilig suchte sich jeder einen starken Baum aus, um hinter dem Stamme gedeckt zu sein. Als das Tier noch näher herankam, schoss General Graf Dohna und verwundete es auch. Nun ging der Büffel mit gesenkten Hörnern auf den Waldsaum los und brach krachend zwischen uns und Graf Dohna hindurch, ohne aber weiteren Schaden zu tun. Das Tier wurde später im Dickicht gefunden.

Wir gingen am Waldrande zur Küste zurück und fuhren mit Booten in die Nähe der Stelle, wo die angeschweißten Büffel saßen. Eine kurze Wande-

rung durchs Wasser brachte uns auf hundert Meter heran, und wir gaben jedem einen Fangschuß. Es waren ein paar sehr gute Exemplare darunter.

Leider hatten wir keine Zeit, länger in der interessanten Gegend zu bleiben; sonst wären gewiß auch noch einige Tiger zur Strecke gekommen.

Die Sunderbunds, so heißt der ganze Inselkomplex, werden nur wenig von Europäern besucht; denn das Klima ist sehr schlecht, und es kommt viel Malaria dort vor.

Auf der Heimfahrt genossen wir noch ein hübsches Bild. Tausende und Abertausende von Wasservögeln saßen auf den Sandbänken und sahen verwundert unser Boot vorbeigleiten.

Dies war meine letzte Jagd in Indien. Von den Sunderbunds fuhren wir zurück nach Kalkutta und mußten scheiden von dem farbenreichen Märchenlande und von vielen uns liebgewordenen Menschen.





Meine Jäger und Treiber (Hopfreben)

Schlußbetrachtung

In bunter Reihe sind an uns Bilder von Jagden auf allerlei Wild weit draußen im Osten und im lieben deutschen Land vorbeigezogen. Ich habe versucht, meinen Lesern zuweilen auch die Gefühle und Meinungen anzudeuten, die mich dabei bewegten.

Von ganzem Herzen bedauern wir Weidmänner die Menschen, denen die Pirsch — in welcher Form auch immer — versagt oder unbekannt ist. Und wenn ich sage: „Jagd“, meine ich eigentlich: „Pirsch“. Denn mir scheint, wer über die Jagd überhaupt nachdenkt — diese wunderbare Verbindung von Kampf, Naturgenuß, Selbstbetrachtung —, läßt nur die Pirsch gelten und spricht der Freijagd nur eine Berechtigung als Schießübung, aber keine weidmännische zu.

Der persönliche gefährliche Kampf, wie ihn unsere Ahnen kannten und übten, der Nahkampf mit dem Tier ist ja leider durch unsere stetig wachsende Kultur fast bis auf den Nullpunkt gesunken. So muß die der Jäger- natur eingeborene Freude am Kampf in der körperlichen Anstrengung der Pirsch, im Ertragen der Unbill der Bitterung, im Überlisten des Wildes und schließlich im guten Schuß einen Ersatz finden.

Aber diese Lust am Kampf allein — an dem, was wir heute noch „Kampf“ nennen dürfen — ist es wahrlich nicht, der uns Jäger hinauszieht ins Revier. Das große Buch der herrlichen Gottesnatur öffnet sich willig und ganz von selbst dem echten Weidmann. Im glühenden Aufgehen der Sonne oder im müden, lautlosen Mittagschlaf der Natur, im sanften Abend, der seinen Frieden über Wald und Feld breitet, im wilden, stöhnenden Föhn im Gebirge redet die große, herrliche Natur mit immer verschiedenen, immer gewaltigen Stimmen zu uns einsam pirschenden Jägern und singt uns das hohe Lied des Schöpfers. Über religiöse Gefühle und Auffassungen zu sprechen ist eine diffizile



In Hopfren

Sache. Ich weiß nur das eine: ich, dem die Maxime des großen Ahnherrn: „In meinem Staat kann ein jeder nach seiner Fassung selig werden“ aus innerster Seele gesprochen ist, hab mich meinem Gotte nie näher gefühlt, als wenn ich — die Büchse über den Knien — in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Forstes saß.

Das bescheidene Gefühl der eigenen Kleinheit und Nichtigkeit im Vergleich zur ewigen, unendlichen Natur und im Angesicht der Werke unseres Schöpfers — nenne man ihn, wie man wolle —, das träumerisch Ausruhende und die Gelegenheit zu stiller Betrachtung im Wechsel mit ehrlicher Anstrengung und Anspannung des Körpers und Geistes zur Überlistung des Wildes, dies alles erfährt vielleicht keiner schöner und besser als der echte Jäger.

Und nur der echte Jäger kann vor uns bestehen! Der, wenn er hinauszieht ins Revier, alle diese Dinge wirklich erleben will; der sein Wild beobachten kann, auch ohne den Finger zu krümmen; der nur ein wirklich

starkes Stück erlegen mag, und dem der Schuß selbst nur der Abschluß einer Kette schöner Erlebnisse ist, aber nicht der einzige Selbstzweck.

Solche in der großen Natur einsam verlebte Stunden machen allein schon das Erdendasein lebenswert; und manche Abendpirsch kann meines Erachtens an Schönheit und Frieden durch nichts übertroffen werden. Wie oft fiel mir bei solchen Pirschgängen der Spruch ein, den die Mogulkaiser über ihre Burg in Agra geschrieben haben: „Gibt es auf Erden ein Paradies, so ist es hier, so ist es hier!“

Andererseits verbindet Freunde nichts mehr untereinander als gemeinsame Jagderlebnisse. Wenn am Abend das helle Kaminfeuer brennt, und wenn dann, in großen Lederstühlen behaglich hingestreckt, fröhliche Weidmänner, eine Zigarette zwischen den Zähnen, die Blicke auf die Trophäen an den Wänden gerichtet, sich gegenseitig erinnern: „Weißt du noch, wie wir damals auf den Hirsch pirschten?“, so gibt das eine selbstverständliche Kameradschaft und, ich kann's nicht anders ausdrücken, ein starkes inneres Glücksgefühl zugleich.

Möchten doch der wahren Jäger immer mehr, der verachtenswerten Schießer immer weniger werden, das ist zum Schluß mein aufrichtiger Wunsch. Denn wenn der wahre Jäger auch das Tier tötet, das er jagt, er bleibt in seinem listigen Kampf mit dem Wild der dankbare Freund der Natur. Und bei jedem Pirschgang spürt er etwas von der wunderbaren Stimmung in sich, die aus Goethes herrlichen Versen klingt:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt . . .

Obs. 5056/65/51

10989